

~~6669~~ II. L. c.
19247.



Triampicoli fecit - SUMPTIBUS C.R. SOCIETATIS AGRARIAE DUC. CARNIOLAE - *Franc. Griseletii inv.*

Neue Sammlung Nützlicher Unterrihte.

Herausgegeben

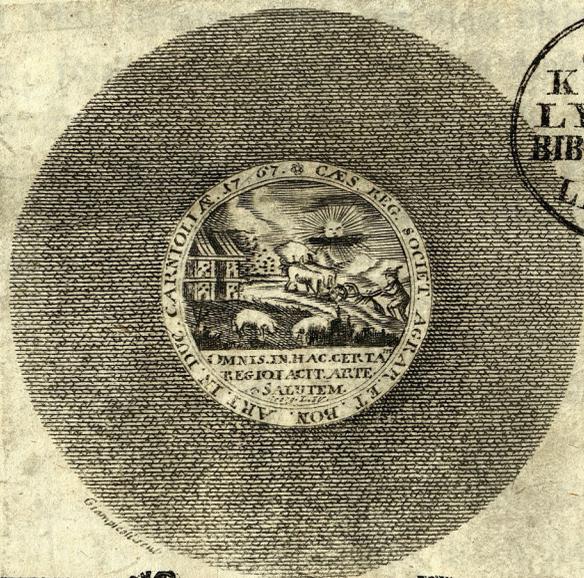
von der

kaisersl. königl. Gesellschaft des Ackerbaues,
und nützlicher Künste,

im

Herzogthume Krain.

Erster Theil.



L a y b a c h,

gedruckt bey Joh. Friedrich Eger, Landschaftl. Buchdrucker.

1779.



Vorrede.

Wir sind schuldig Rechenschaft zu geben, warum wir einen zweyfachen, das ist, den alten und ein neuen Titel diesem Bande vorsezen: die Ursache ist, weil die ersten drey Bände, welche die Gesellschaft an das Licht gab, vergriffen sind, und man solche schwer, oder gar nicht mehr haben kann, folglich derjenige, der sich diesen Band anschaffen wollte, und die ersten nicht im Besitz hätte, kein verstümeltes Werk bekäme; und man also nach Belieben den alten oder neuen Titel vor das Werk setzen kann.



Kurzer Inhalt

dieses Bandes.

- 1) Beobachtung und Heilungsmethode einzelner Hornviehkrankheiten, welche durch Gifte aus den drey Naturreichen verursacht werden. Vom Professor Sacquet. p. I
- 2) Beantwortungsschrift über die Frage: welche die besten Nebenarbeiten sind, für die Landleut. Vom Professor Beckmann. 83
- 3) Beantwortungsschrift über eben die Frage. Vom Secretair von Zallheim. 109
- 4) Abhandlung, von den eigentlichen Ursachen der Viehseuchen, dann einige Präservativ- und Kurativmitteln dagegen. Vom Friedrich Edlen von Entnersfeld. 127
- 5) Von dem Verhältnisse der Menge des Geldes in einem Staat, gegen die Menge der Menschen und Waaren. Vom Johann Friedrich Kryger. 157
- 6) Erste Beobachtung über einen tödtlichen Durchfall bey den Pferden, zu Ende des 1778 Jahrs. Vom Professor Sacquet. 175
- 7) Zweyte Beobachtung über eine endemisch gewordene Krankheit der Pferde, welche zu Anfang dieses Jahrs geherrschet, und unter dem Namen Kehlsucht bekannt ist. Von Ebendemselben. 183

Beo-



Beobachtungen, und Heilungsmethoden

einzelner

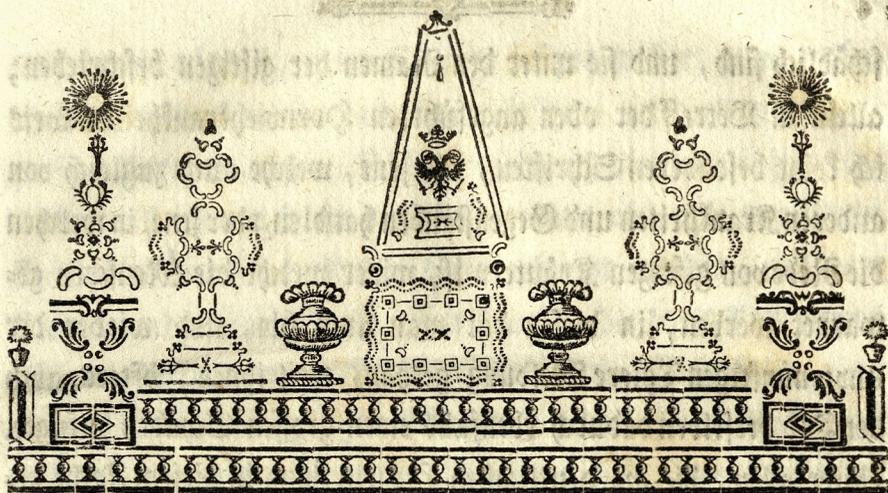
Sornviekrankheiten,

welche durch Gifte aus den drey Naturreichen
verursachet werden.

v o n

Balthasar Sacquet,

der Weltweisheit Doktor, kais. königl. öffentlich- und ordentlicher Lehrer der Zergliederung- Wundarzneyn und Entbindungskunst, bey der Akademie zu Lanbach, beständiger Sekretair, der kais. königl. Gesellschaft des Ackerbaues und nützlichen Künste im Herzogthume Krain; Mitgliede der römisch. kais. Akademie der Naturforscher, wie auch der Berliner naturforschender Freunde, und der Churmäinzischen Akademie der nützlichen Wissenschaften; Korrespondent der königl. Savoischen ökonomischen Gesellschaft zu Chambéry, und anderer.




 Im Jenner 1772. hatte ich die Ehre der hochansehnlichen Gesellschaft meine ersten Beobachtungen, und Heilungsmethoden einzelner Hornviehkrankheiten zu überreichen; nämlich die gemeinste im Lande; Als Lungen, und Halsentzündungen. Da man nun diese geringen Beobachtungen mit Beyfall aufgenommen, so bin ich also verpflichtet meinem Versprechen nachzukommen, und will hier die Gifte, aus den drey Reichen der Natur, welche hier zu Lande dem Hornviehe schädlich sind, zugleich auch die Mittel, wie demselben zu helfen ist, anzeigen. Ich werde also den Anfang mit jenem Reiche machen, welches unsern Hornviehe am wenigsten entbehrlich, zugleich aber auch am meisten schädlich ist, das ist, mit dem Pflanzenreiche. Es haben schon viele Gelehrte die Kräuter angezeigt, welche dem Menschen schädlich



schädlich sind, und sie unter den Namen der giftigen beschrieben; allein in Betreff der oben angeführten Hornviehkrankheiten weis ich keine besonderen Schriften, als jene, welche auch zugleich von anderen Krankheiten und Gegenständen handeln, oder jene, in welchen die Rede von giftigen Kräutern ist, wider welche die Menschen gewarnt werden, in diesen hat man auch hin, und wieder der unvernünftigen Thiere Meldung gethan, weil ihnen, öfters auch der Tod derselben dadurch ebenfalls einen grossen Schaden zufügte. Unter allen, die am deutlichsten für ein Land in diesem Fache geschrieben haben, ist der Herr Professor Smelin. Er gab erstens einen Versuch davon in lateinischer Sprache in den Gedenschriften der römisch-kaiserlichen Akademie der Naturforscher im 6ten Bande, nachgehends lieferte er uns selbst ungleich vermehrt und vervollkommnet in deutscher Sprache. (a) Ich wünschte von Herzen, daß eben ein Smelin uns auch alle giftigen Kräuter sammt deren Gegengifte bekannt machte, welche uns in Europa oft so vielen Schaden unter dem Hornvieh anrichten, und sie ebenfalls mit dieser Deutlichkeit, und Sicherheit vertrüge, als in erwähnten Buche geschehen ist; wie viel Vortheil würde es nicht verschaffen, wenn obiges Buch allgemeiner würde, indem auch derjenige, der kein Arzt ist, leicht, und sicher die schädlichen Pflanzen kennen lernen, und sich dawider zu bewahren wissen würde. Deswegen habe ich für nöthig erachtet den ganzen Titel anzuführen,

(a) J. F. Smelin u. Abhandlung von den giftigen Gewächsen, welche in Deutschland, und vornehmlich in Schwaben wild wachsen. Ulm 1775.

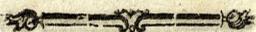
ren, damit nämlich, wenn einer es besitzen wollte, er es zu beschreiben weis, und der es immer besitzt, wird es gewiß mit großem Vortheile nutzen. Die Gifte, die ich hier anzuführen gedenke, will ich nur solche verstehen, welche ohne alle menschliche Kunst bloß durch die Natur hervorgebracht werden, und dem Vieh entweder durch Speise, und Trank, oder durch Anbringung giftiger Verlezungen in Lebensgefahr setzen. Man sollte nicht vermuthen, daß die giftigen Pflanzen bey dem Hornviehe so viel Schaden verursachen könnten, als wir es in unserm Lande mit unserm Nachtheile sehen! allein die Menge des Hornviehs, welches von dem Landmanne gehalten wird, übersteigt alles Gleichgewicht des von der Natur hervorgebrachten, und durch die Kunst vermehrten Futters, solcher gestalten, daß mancher Bauer sechs Kühe, und eben so viel ausgehungerte Ochsen in seinem Stalle hat, und das Futter, so er besitzt, kaum für die Hälfte genug wäre, wenn sie gut gefüttert seyn sollten; allein er hat seine Vorurtheile, und diese nimmt er für unfehlbare Sätze an. Erstens wendet er ein, je mehr Vieh ich habe, desto mehr Dung bekomme ich, und dergleichen Unsinn mehr. — Zweytens derjenige, der an der Landstrasse wohnt, spricht anders. Je mehr, sagt dieser, ich Ochsen halte, wenn sie auch zum Umfallen sind, desto mehr spanne ich den Komercienschuhren vor, folglich empfanze ich auch desto mehr Geld. Aber leider! diese sind auch unsere Liederlichsten, und ärmsten Baurn vom ganzen Lande. Denn an Bestellung seiner Felder, und an den Verlust des Dunges denkt ein solcher armer Tropf wenig. Nun bey einer solchen Verfassung



ist leicht zu erachten, daß der Landmann gezwungen sey, sein ausgehungertes Vieh das ganze Jahr, wenn ihm nicht der Schnee hindert, sie auf der Hutweide zu lassen, folglich was immer vorkömmt, wird aus Hunger verzehrt, obgleich das Vieh die giftigen Kräuter besser, als der Mensch kennt, und in diesem Stücke eine eben so grosse, und wahre Kenntniß durch ihren Geruch, Gestalt, und Farbe schöpft, als unser grosse, und unsterbliche schweizerische Physionmist das Herz des Menschen aus der Gestalt, und Gesichtszügen. Mann kennt allemal aus einem traurigen Grün, die giftigen Pflanzen, und wenn sie auch dies nicht ganz haben, so sind sie doch meistens mit dunklen, oder gelben, und schmutzig rothen Flecken besetzt. Selten haben sie eine angenehme Farbe, oder Blüthe, noch viel weniger einen solchen Geruch, der den Menschen, und Viehe nicht allzeit widerwärtig wäre. Jemanden, der uns ein genaues Verzeichniß sammt einer guten Abbildung mit Farben der für Menschen, und vierfüßigen Thiere giftigen Pflanzen liefern wollte, würde gewiß keinen geringen Verdienst um das menschliche Geschlecht haben, besonders wenn er sich angelegen seyn ließ die Schwämme aufs genaueste uns bekannt zu machen. Dann obgleich der unermüdete Hofrath Scheffer uns durch gute Abbildung solcher Gewächsen sich sehr dadurch um uns verdient gemacht hat; so ist das doch noch lange nicht genug um wider alle schädliche gewarnet zu seyn. Sollte es vielleicht zu viel seyn, wenn man alle Schwämme aus unseren Küchen verbannte? Ich bin der Meynung die Menschen würden gewiß mehr dabey gewinnen, als verlieren,

denn

denn wenn ihr Geschmack uns noch so angenehm scheint, so ist doch nicht wahrscheinlich, daß sie unsern Säften sehr zuträglich seyn sollten. Erstens ihre Entstehung, welche nur durch eine Gährung, oder Fäulung geschieht, und also nicht als eine organische, sondern als eine physische Pflanze zu betrachten ist, sollte in uns schon billig einen Verdacht erwecken. Zweytens ihre Substanz bestehet meistens aus einer zähe gewordenen Sulz, welche oft noch ihre giftige Milch in sich hat. Denn wie groß ist der Gestank nicht eines solchen Gewächses? Beweise dessen finden wir an einer Art Mörchel, Sterkmörchel, auch Hirschbrunst über der Erde genannt, welche der zweyte des Linneus ist, nämlich *Phalus impudicus*. Dieser Schwamm verbreutet um sich einen so häßlichen Geruch, daß wenn man ihm unversehens in die Nähe kömmt, man gewiß glauben sollte, es sey ein Naß zugegen. Drittens ist die Farbe, wie gesagt, ebenfalls selten angenehm, sondern bestehet meistens aus einer schwarzgrauen, blauen, und schmutzigen Farbe, die mit dem Vergnügen unsers Auges selten übereinstimmt. Gewiß ist es, daß diejenige Sache, die in unsere Sinne fällt, und mit ihnen nicht harmoniert, ja gar einen Ekel in uns erweckt, uns meistens nachtheilig sey, wenn wir sie durch verdorbenen Antrieb zu Leibe bringen. Obgleich wir nicht allemal den Schaden gleich bemerken, so ist doch nicht zu zweifeln, daß dadurch unsere Säfte zum Theil verdorben werden. Das Ansehen (*Habitus*) einer giftigen Pflanze hat oft eben das uns in die Augen fallende widerwärtige, was ein giftiges Thier oder ein Bösewicht in seinem ruchlosen Gesichte hat.



hat. Indessen haben doch die giftigen Pflanzen beynahe eine Verhältniß für die vierfüßigen Thiere wie die Menschen gegen einander, nämlich, daß sie nach ihren Tod nicht mehr so, oder auch gar nicht mehr schädlich sind.

Der gelehrte Professor Gmelin urtheilet ebenfalls als ein guter Phsyionomist, wenn er sagt: „ Bey mehreren Pflanzen
 „ scheint uns die Natur durch Merkmale warnen zu wollen,
 „ (und diese Kenntniß, wie gesagt, besitzen die Thiere in höherem
 „ rem Grade, als wir;) die zu stark auf unsere Sinne wirken,
 „ als daß wir sie, wann wir nur mit einiger Achtsamkeit die
 „ Körper, die um uns sind, betrachten, nicht beobachten sollten:
 „ sollte uns ein Gewächs, dessen ganzes äußerliche Ansehen
 „ widrig, und unangenehm ist, oder ein Gewächs, dessen
 „ Blume eine traurige schwarzblaue, schlechte gelbe, oder unangenehme
 „ blaulichte schwarz geaderete Farbe hat; ein Gewächs, das den ganzen
 „ Luftkreis, in welchem er ist, mit einem schweren, unangenehmen
 „ betäubenden Geruch erfüllet, keinen Argwohn erregen.“ Diese Wahrheiten,
 „ die uns in die Augen leuchten, sind in dem Pflanzenreiche sehr merklich,
 „ jedoch auch nicht ohne Ausnahme, allein mit dem Thierreiche und
 „ zumal mit dem Steinreiche verhält es sich ganz anders. Bey dem
 „ Thierreiche kann das Thier sich nicht so leicht vor einer Vergiftung
 „ vorsehen, dieweil ihm ein Haupttheil der Erkenntniß fehlt, nämlich
 „ der Geruch, und auch oft das Gesicht. Wie kann ein Kind wohl
 „ leicht einer giftigen Viper ausweichen, wenn sie unter Steine
 „ in



im Grase versteckt liegt, und das Kind, welches sein Futter sucht, das Unglück hat, auf den Stein worunter das Thier liegt, oder gar auf das Thier selbst zu treten? mit was für einer Geschwindigkeit wirft sich nicht eine solche Schlange auf die Theile des Kindes, die es erhaschen kann, um sie zu vergiften, oder um besser zu sagen, sich zu wehren. Dann obgleich diese Schleichthiere in unserm mittägigen Theile sehr gemein, und für Menschen und Vieh sehr gefährlich sind; so ist man doch so lange von ihnen verschont, als man sie nicht beleidiget. Noch schwerer ist für das Kindvieh sich von dem mineralischen Gifte zu bewahren; indem solche ohne Geruch, und merklichen Geschmack oft in dem Wasser vermischet sind. Allein in einem solchen Falle können die Menschen die Thier dafür in Sicherheit setzen. Nicht alle mineralische Körper, welche dem Kindviehe einigen Schaden verursachen, sind im eigentlichen Verstande Gifte, eben so ist es auch von den Pflanzen zu verstehen, zum Beyspiele: der häufige, ja oft auch sehr geringe Genuß des Mauseohrlein *Myosotis* tödtet unsere Schaaf, eben auch so die bloße Schlammerde, wenn sie häufig genossen wird, macht bey dem Hornviehe abzehren, und umstehen. Robertson versichert, das Gras, das der Ueberschwemmung ausgesetzt war, verursache den Pferden, wenn sie es fressen, den Roß; indem solcher aus einer üblen Materie bestände, die in ganzem Körper ausgestreuet ist. Der Genuß häufiger Würmer, und Insekten hat gar oft wie ein Gift unter dem Hornviehe Niederlagen angerichtet.



Ich will also den Anfang, wie ich gesagt habe, mit den Pflanzen machen, und zwar mit jenen, die den meisten Schaden unserm Hornvieh zufügen, zugleich auch die Mittel anweisen, wo es seyn kann, wie dieselbe aus den Wiesen können ausgerottet werden.

Pflanzenreich.



Zeitlose, Herbstzeitlose, Lichtblume, wilde Safranblume, Wiesensafran, nackte Hure, Hundshoden &c. in unserer Muttersprache:

Ushiuз, oder Gosijé wie auch Gosler. In vielen Ortschaften nennt der Landmann diese Pflanze uneigentlich auch Podlesk, oder wilden Safran, dieweil sie eine Aehnlicheit mit jenen hat, in anbetracht der Blütze. Man sehe die erste Figur, wo bey a. die Blütze sammt der alt, und neuen Vollen, oder Zweifel nach der Natur vorgestellt ist, so wie auch bey b. die Blätter mit dem Saamengehäuße, und den darinn enthaltenen zeitigen Saamen.

Colchicum autumnale Linné Syst; naturæ edit. 12. Tom. 11. pag. 226.

Colchicum foliis planis lanceolatis erectis species plant. edit. III. Tom. I. pag. 485.

Colchicum autumnale Scopoli Flora carniolica edit. 2da Tom. I. pag. 265. Nro. 448.



Colchicum Haller. Histor. stirp. indig. Helvet. edit.
2da Tom. II. pag. 124. Nro. 1255.

Diese Pflanze ist bey uns auf den Wiesen, welche einen etwas feichten Grund haben sehr gemein, so, daß sie zu Zeiten die Halbscheide des Grases ausmachet. Obgleich ich die gemeinste, und deutlichste Namen allzeit voraussetze, so will ich doch auch von einer jeden Pflanze eine kurze, und genaue Beschreibung geben, so wie auch von den nothwendigsten eine Abbildung. Die Schriftsteller, die ich anführe, sind allzeit die bewehrtesten, die von solchen Pflanzen gehandelt. Ich werde auch trachten, wo es seyn kann, allemal ein solches Werk anzuzeigen, daß uns die beste Abbildung davon giebt, und am leichtesten zu haben ist. Wo ich die Figur nicht selbst gieb, denn oft haben mir schon Landwirthe den Einwurf gemacht, warum man die Abbildung der nutzbaren Pflanzen so kostbar mache, daß sie dadurch nur für grosse Herren, und Bibliothekken erschaffen wären, wo sie doch selten so viel genüzet werden, als wenn sie den Dekonomen auf dem Lande in die Hände kömmen. Ein Einwurf, der in einigen Stücken seine Richtigkeit hat. Der gelehrte, und unermüdete Adanson hat oft darüber geklagt, daß man die Kenntniße der Naturhistorie durch den hohen Preis der Bücher einschränke. Indessen müssen doch auch die Abbildungen durch ihren wohlfeilen Preis nichts an der Richtigkeit leiden, sonst ist das Uebel noch grösser, dann es ist besser nichts wissen, als etwas falsch wissen, und aus dieser Ursache habe ich meine meisten Abbildungen aus dem sehr schönen, und vollkommenen



Werke meines wehrtesten Freundes Herrn Bergrath von Jacquin, nämlich aus der Flora Austriaca geborgt, wo ich auch allemal die Anweisung auf die gemalte Pflanze gieb.

Die Wurzel, oder Zweifel befinden sich 6. bis 8. Zolle tief unter der Erde. Im Frühjahre ist sie so wie alle Zweifel-Gewächse, saftiger als sonst, ihre Gestalt ist kögelförmig, unten breit, woraus weisse, zaserichte Wurzeln entspringen; aus dem spizigern, oder obern Theile, welcher gewunden ist, entspringen Blumen und Blätter. Sie ist, wenn sie alt ist, mit einer schwarzblauen Haut umwickelt, welche aber in der Jugend nur gelbbrau ist; sie ist inwendig weiß, auf der einen Seite gewölbt, und auf der andern glatt, und etwas eingekerbt.

An diesem Kerbe sitzt 1 bis 2 Zoll lange Scheid, aus welcher im Herbst die Blume hervorkömmt, welche oft aus einer 12 Zoll langen schmalen Röhre bestehet. Das Ende der Röhre macht die rothe, auch weiß rothe Blume aus, welche sich in 6 ovale oder eiförmige Abschnitte zertheilt, wovon immer einer um den andern kleiner ist. In dieser Blume finden sich 6 Staubfäden, und 3 sehr lange Griffel. Diese Blume erscheint im Herbst, wenn schon die Wiesen von allen übrigen Pflanzen entkleidet sind. Sie verwelken bald, nachdem sie ihre Frucht dicht an der Wurzel unter, oder in der Erde gebildet haben, welche durch 3, und mehr junge Blätter den ganzen Winter verwahrt bleiben. Die Blätter kommen bey uns im Gebürge im April,

April, und May zum Vorschein, sie sind eyrund, von 8 bis 15 Zoll lang, 1 bis 2 Zoll breit, sehr glatt, und haben zu Anfang eine gerade Stellung; anstatt eines Stiels endigen sie sich in eine lange Scheide, wovon immer die eine in die andere eingewickelt ist. Die Farbe der Blätter ist dunkelgrün, und haben ein elendes aussehen. Mit den Blättern kommt im Sommer die Frucht hervor, welche bey nahe eyrund, und über 1 Zoll lang, und wenn sie reif wird, so wird sie ganz braun, und theilet sich in drey Theile, welche Theile dann Schiefförmig aussehen, worinn eine Menge braunschwarzer Saamen enthalten ist, der länglichrund, und wie Sammet glänzt. Ich glaube nicht, daß in einem Lande diese Pflanze gemeiner ist, als in unserem Herzogthume, wo den ganzen Sommer durch die Kinder mit dessen Früchten spielen, ohne das man oft ein Unglück von dessen Genuß gewahr wird. Die Ursache liegt aber darinn, obgleich die Kinder den Saamen sehr oft genießten wollen, so hindert sie der scharfe, widrige und beisende Geschmack davon, eine solche Menge zu sich zu nehmen, daß es ihnen Schaden zufügen könnte. Wenn aber das Unglück trifft, daß die Kinder anstatt der Wurzel des frühjährigen Safran, *Crocus Vernus*, und der Früh, und Sommer Leucojen (*Leucoium vernum & æstivum*), welchen sie zu Zeiten nachgehen, und eine solche dafür erwischen; so ist es bald um ihr Leben geschehen. Aber auch der Fall ereignet sich sehr selten, wie oben gesagt, indeme so bald man in die Wurzel beißt, so wird man schon durch den brennenden Geschmack davon abgehalten. Allein es hat die Erfahrung gezeigt, daß



sie im Herbst nicht so schädlich sind, ein Beweis davon ist das Beispiel, welches der kaiserl. Leibarzt Freyherr von Störk anführt. Nämlich, daß er sie in unserem Lande ohne Nachtheil habe genossen sehen. Doch erst vor ein paar Jahren aus dem Dorf Matzhe in Oberkrain, sind zwey Kinder bald nach dem Genuß des Saamens gestorben. Im übrigen ist diese ganze Pflanze, wenn sie von unserem Hornviehe im Frühjahre genossen wird, ein tödtliches Gift, weniger aber schadet sie im Spätjahre, und noch weniger, oder fast gar nichts, wenn die Blätter getrocknet sind, obgleich das Vieh sie gemeiniglich aus den Heu heraus sucht, und unter die Füße streut. Folglich wenn ein Kind davon etwas gefressen hat, so ist es gewiß nicht ohne großen Hunger geschehen.

Die ersten Kennzeichen, wenn ein Kind, viel von dieser Pflanze im Leibe bekommen hat, sind, daß es bald anfängt in den Weichen zu schwellen, nämlich wenn der Magen anfängt entzündt zu werden. Das Wiederkauen hört alsogleich auf, ein grosser Durst stellet sich bald ein, der Appetit ist ganz verlohren, nach und nach schwellt das Thier immer mehr auf, die Augen werden feurig, und wässrig. Der Schleim fließt oft aus Maul und Nase heraus, hat zuletzt einen sehr üblen Geruch, und wird gelb, es fängt an an den Füßen zu zittern, legt sich bald nieder, und wenn es dieses thut, so ist es auch schon mit einem symptomatischen Fieber behaftet, wenn man nun nicht bald Rath schafft, so ist um das Thier geschehen.

Das

Das Schwellen, welches das erste Kennzeichen ist, daß ein Kind von diesem Kraut gefressen habe, zeigt sich folgender massen, so wie ich es mehrmalen beobachtet habe. Zu Anfang scheint es, als wenn sich das Kind übel befände ohne allen Appetit, und Wiederkauen, und fängt gleich an, an der Magengegend, oder unter den Rippen aufzulaufen, die Blutadern, die sich in dieser Gegend befinden, lauffen sehr an, so, daß sie recht merklich sind. Die Schlagadern, welche man am Kopf, und anderwärts fühlen kann, schlagen sehr hart und geschwind. Ein wahres, und gewisses Zeichen, daß schon etwas von einer Entzündung zugegen ist. Der ganze Bauch schwillt immer mehr auf, und wird ungemein fest. Hier muß man wohl acht haben, daß man dieses Anschwellen nicht mit jenen verwechsle, welches von einem überhäuftten Fressen des Klees, besonders des Steinklees *Trifolium melilotus*, Linné, entsteht. Dieses letztere nimmt gar oft den ganzen Leib ein, und wenn die Geschwulst daher kömmt, so ist sie weicher anzugreifen, als bey oben erwähnter. Zweytens ist bey letzteren Anschwellen die Heilungsart auch ganz anders. Das Rindvieh bekömmt auch oft eine Geschwulst vorne auf der Brust, welches Herr v. Garsault in seinem neuen, und vollkommenen Schmitte das Vorherz nennt, diese Geschwulst muß allzeit in Eiterung übergehen, und hat eine ganz andere Ursache zum Grund.

Sobald das Entzündungsfieber sich eingestellet hat, so hört das Wiederkauen auf, und fleußt oft aus Maul, und Nase,
wie



wie gesagt, ein Schleim heraus. Die Augen werden roth und feurig, und die Thränen rollen die Backen herunter. Das Vieh kann kein Futter mehr genießen, indem der ganze Appetit verlohren ist. Indessen stellt sich ein desto heftigerer Durst ein. Zu Anfang fleußt der Harn stark, nach und nach hört er ganz auf, so auch der Auswurf des Koths, und das Vieh bleibt ganz verstopft. Auf alles das folget, daß das Vieh hinfällt. Oft habe ich bey solchem franken Viehe bemerkt, daß der Rachen entzündet war, nach dem Tode habe ich eben auch das bemerkt, was der Herr Bergrath Scopoli in der ersten Ausgabe seiner Flora bey dem Artikel de Colchico sagt, daß die Mägen hart, und aufgelauffen sind; Besonders der Psalter, die Blutgefäße mit einem dicht geronnenen Blute angefüllt. Gemeiniglich fande ich den ersten, und zweyten Magen brandich, oft waren auch die Gedärme, und die innere, oder zottichte Haut faul, und gaben einen überhaupt aashaften Geruch. Zweymal fande ich bey Defnung der Brust die beyden Lungenflügel entzündt, ein einzigesmal habe ich bey einer jungen Kuh den Bauchfluß beobachtet. Hat man alle die oben erwehnten Kennzeichen beobachtet, so ist auch nicht zu vergessen, daß man nachfrage, wie und auf was Art dem Viehe dies Unglück zugestossen? Wie lange? und wo es das leztmal auf der Weide war? Diese Ausfragen sind um so viel nöthiger, als man dadurch gar oft am sichersten zur Erkenntniß des Ursprungs der Krankheit kommen kann; z. B. mit Besichtigung der Wiesen, wo es gefressen hat, u. — Ist man einmal

ver-

versichert, daß das Vieh von dieser giftigen Pflanze im Leibe habe, so muß man alsobald die bewertheften Mittel vorkehren.

Was ich bis diese Stunde noch am kräftigsten befunden habe, ist gleich zu Anfang, wenn die Entzündung noch nicht überhand genommen hat, folgenden Trank. Man kocht eine gute Hand voll stark zusamm geschnittenen Taback in 1, und $\frac{1}{2}$ Pfund Wasser. (Ich verstehe allzeit Wienergewicht, und Maße.) Wenn dieses etwas eingekocht hat, so seigt man es durch, und gießt zu diesem Absude 3 Pfund Eßig, und $\frac{1}{2}$ Pfund Hönig. Ist nun einmal alles zusammen gemischt, und abgekühlt, so gießt man die ganze Mixtur mit einem Horn dem Vieh auf einmal ein, die gewöhnliche Art ein Einguß beyzubringen, geschieht durch ein Horn, oder durch einen Trichter. Man hebt dem Thier den Kopf vorne in die Höhe, jedoch nicht zu hoch, weil das Thier sonst nicht gut schlucken kann, und bringt ihm einen Knöbel von Holz in das Maul, um dasselbe offen zu halten, und lasse alsdann den Trank durch das Horn, oder den Trichter langsam hinein laufen. Wenn das Thier dabey zu husten anfängt, muß man warten, bis es damit aufhört, damit es nicht erstücke, und deswegen wäre es gut, wenn das Horn unten mit einer Klappe versehen wäre, die man nach belieben öffnen, und zuschließen könne. Dann muß man beständig einen Kleyentrank ebenfalls mit etwas Eßig gesäuert dem Viehe vorstellen, daß es nach belieben trinken kann, so viel es will, denn der Durst ist oft nicht gering. So bald man mit diesem



fertig wird, so muß man auch eine Kliestier bereiten. Man nehme zwey auch drey Hand voll Tabackblätter, koche sie in ein Maaß Wasser, thue eine gute Hand voll Kochensalz hinein, säuge das abgekochte durch ein Tuch, und setze ein halb Pfund Hönig darzu. Ist es gehörig abgekühlt, so muß man es suchen mit einem geschickten Werkzeuge, als eine Spritze u. in den After hinein zu bringen. Die Mixtur sowohl, als die Kliestier müssen mehrmalen wiederholt werden, bis das Kind häufig purgirt, und der Bauch zusammen fällt. Eräuget es sich aber, daß man zu Anfange dem frankten Viehe nicht hat beystehen können, und man vermuthet, daß die Entzündung schon sehr überhand genommen habe, so muß man mit der Mixtur, oder Einguß eine Aenderung trefen, und anstatt des Tabackwassers, 1 bis 2 Loth gereinigten Salpeter in Kleienwasser aufgelöst, und den Eßig und Hönig zu mischen, und laulich eingeben.

Warum man hier das Tabackwasser bey Seiten lassen muß, ist wegen seiner Reizbarkeit, indem es die Entzündung noch mehr vermehren möchte. Ebenfalls muß man auch eine Aenderung bey der Kliestier trefen, nämlich man muß wenig, oder gar keinen Taback dazu nehmen, anstatt des Tabacks aber kann man ein par Loth Saliter hinzuthun. Diese Art zu heilen hat mir noch meistens geglückt, wenn ich nicht gar zu spät dazu gekommen bin. Wie viel aber an manchen Orten das Landvolk Aberglauben hat, um das Vieh mit Bossereyen zu hehlen, welche es von, in ihren Augen ansehnlichen Männern erhält, ist nicht

nicht ohne Widerwillen darauf zu denken. Alle Krankheiten, die der arme Landmann nicht einseht, sind ihm übernatürlich, folglich muß auch die Kur darnach gerichtet seyn. Indessen dergleichen zu Zeiten fromme Betrüge machen, daß mancher um sein Vieh kömmt, welches er doch so leicht hätte erhalten können. Wie oft habe ich in manchen Krankheitsfällen mit Rath, und That ohne alle Entgeltung, wie ich jederzeit zu thun pflege, an die Hand gehen wollen! aber gar oft war alle Beredsamkeit umsonst, ausgenommen der Geistliche des Orts stimmte mit mir überein; oder ich nahm das Vieh wenn es stürbe, auf meine Rechnung.

Hier muß ich noch erinnern, daß, wenn das Vieh nach den gebrauchten Mitteln wieder seine Gesundheit erhält, so muß man ja auf der Hut seyn, daß man durch drey Wochen dem Viehe mäßig Futter darreiche, und zwar ein solches, das keine Blähung verursacht; besonders muß man den Klee meiden. Obgleich oben erwähnte giftige Pflanze oft unserm Hornviehe unter das Futter kömmt, so hat die Natur auch die mehreste unserer Weidwiesen mit einem trefflichen Gegengift versehen, welche meistens die ganze Gifkraft der Zeitlose vereitelt. Dessen Gegengift ist der Sauerrampfen, *Rumex acetosa* des Linné. Wenn ein Hornvieh viel von diesen Gewächse mit der schädlichen Pflanze genießt, so fügt die letztere gar keinen Schaden zu. Man sollte überhaupt bedacht seyn auf Morästen, oder sumpffichten Wiesen den Sauerrampfen zu vermehren, indem er dem Viehe ungemein heilsam



ist. Besonders zur Zeit, wann die Pest unter dem Hornvieh herrscht. Ich habe aus mehr, als einer Erfahrung gesehen, wie nützlich es sey dem Viehe von dieser Pflanze unter das Futter zu geben, in wählender Zeit als es krank lage von dem Genuße der Zeitlose, des Tollkrauts, &c. Die Erfahrung hat mich auf dieses folgendermassen geleitet. Man hat mich an vielen Orten des Landes überzeugen wollen, daß das Tollkraut, die Zeitlose &c. dem Hornvieh ganz unschädlich sey, obgleich man wohl gewünscht hätte, ein leichtes Mittel ausfindig zu machen, die Wiesen von diesem schlechten Kraute zu befreien. Mich setzen selbstn öfters diese Widersprüche in Verwunderung, warum doch einem Orte diese Pflanze schädlich sey, und in dem andern nicht. Ich dachte der Sache nach, an was, und wo die Ursache davon verborgen liegen mag.

Ich dachte zu Anfang, daß die Ursache der Unschädlichkeit dieses Gewächses in den Eigenschaften des Wassers, oder in der Beschaffenheit des Magensafts liege, allein die Untersuchung des ersten bewies nur oft das Gegentheil, wie auch die überall vorgefundene Gleichförmigkeit nach den gewaltigen Tod, das zweyte. Endlich untersuchte ich auch das Futter am Orte, und Stelle, und dann trocken in der Schänne, wo ich dann ein wenig Licht dieser Widersprüche halber bekam. Ich fand, daß an jenen Orten, wo die Zeitlose &c. sich unschädlich zeigte, das Futter des Viehs mit einer Menge Sauerrampfen versehen war, wo zu Zeiten bis auf ein Drittel das Futter da-

von

von bestand. Indessen obgleich nur die Heilsamkeit dieses Gewächses die Schuld der Unschädlichkeit lehrte, so war ich doch nicht ehender damit zufrieden, bis ich nicht auch durch Versuche gänzlich versichert war. Ich nahm im Frühjahre einen Theil frischer Blätter der Zeitlose, vermischte dreyimal so viel von den frischen Blättern des Sauerrampfen, und gab sie dem Viehe zu fressen, welches sie im besten Wohl seyn verdaute. — Die Versuche ohne der letzteren Pflanze zeigt mir sehr deutlich die Schädlichkeit des erstern, brachte ich aber alsogleich eine Menge der letzteren in Leibe hinein, so war ich auch vermögend mein Thier ohne andere Mittel in Sicherheit zu setzen. Diese Beweise von der Nützlichkeit des Sauerrampfes macht, daß ich ihn nachgehends sehr häufig brauchen ließ, in diesen, und anderen verdächtigen Krankheiten des Hornviehs, welche von dergleichen schädlichen Pflanzen entstehen könnten. Vielleicht ist das auch die Ursache, warum die Zeitlose in Georgien nicht schädlich ist?

Nun nachdem ich der Mittel gedacht habe, wie man das Hornvieh dem Tode, welcher durch diese giftigen Pflanze verursacht wird, entreißen kann, welches zu Zeiten den zwothen Tag sich schon einstellt, so will ich auch das leichteste, und wertheste vorkehrungs Mittel anzeigen, wie man seine Wiesen ohne grosse Unkosten von dieser schädlichen Pflanze reinigen kann.

Die beste Zeit dies ins Werk zu stellen ist im Spätjahre, wenn die Felder schon ganz kahl sind, das ist im Monat Sep-



tember, und Oktober, wo dann ganz allein die Blüthe der Zeitlose nackend da stehet. Wo sich diese Pflanze am häufigsten vorfind, ist allzeit an den niedrigsten Gegenden unsers Landes, nämlich an dem Fuße unsers Erst- oder Vorgebürge. Zu diesem Endzweck hab ich ein Werkzeug erfinden müssen, welches folgende Eigenschaften hat haben sollen. Erstens nicht kostbar, zweytens daß ein Mensch, der auch noch schwach ist, leicht davon Gebrauch machen kann. Drittens daß es die gewünschte Wirkung macht ohne dem, daß es die Wiesen verderbe? Man versprach mir, wenn mein Instrument diese drey Eigenschaften haben würde, so sollte es von jedermanne gebraucht werden.

Ich ließ also eine 2 bis 3 Finger breite Schaufel machen, wie beystehendes Kupfer zeigt, und dies Werkzeug thut vollkommen das, was man verlangt. Die ganze Länge der Schaufel ohne Stiel, oder das bloße Eisen ist von a. bis b. 16. Zoll lang. Bey A. ist es etwas über 2. Zoll breiter, welche Breite allmöglich abnimmt, bis bey C.; wo sie denn nur mehr ein Zoll beträgt: Die Länge zwischen A. und C., oder die eigentliche Schaufel hat 3 und $\frac{1}{2}$ Zoll, und ist vorwärts ein wenig gebogen. Die Dicke aber in diesem Zwischenraum, oder Schaufel, ein, und ein halb Linie von C. bis D., welches ein Stück des Stils der Schaufel ausmacht, beträgt an Länge 6 $\frac{1}{2}$ Zoll. Dieser Theil des Stils hat ein Zoll an Dicke, vorwärts ist er schneidig, um besser, und leichter die Erde zu theilen; rückwärts aber halb rund, daß sie bey ausheben, oder umbiegen besser wider-

widerhalte. Bey D. geht auf einer jeden Seite ein Arm heraus, der 3 Zoll an Länge hat. Ein solcher Arm ist 3. Linien dick, und 10. breit, wo aber im Stiche die Dicke zu stark angegeben ist; in der Dicke sind ein paar Löcher angebracht, daß, wenn der Boden sehr weich ist, wo man von dem Instrument Gebrauch machen will, daß man ein etwas breites Stück Holz daran befestige, um daß bey umbiegen der Schaufel das Kreuz, oder die Arme nicht in die Erde hinein sinken können. Von D. bis B. ist eigentlich die Mutter des hölzernen Stils, welche ein Rohr bildet, und hat an Länge $5 \frac{1}{2}$ Zoll, die Dicke ist verhältnißmäßig mit den übrigen, jedoch rückwärts stärker als vorwärts. Der hölzerne Stil, der dazu gebraucht wird, muß von festem Holze seyn, und seine gehörige Dicke haben, indem er als ein Hölzel zu betrachten. E. und F. stellt die Figur des Eisen dar, welches sich von E. zu D. befindet.

Wenn man nun von der Schaufel Gebrauch machen will, so ist es, wie gesagte viel schicklicher im Herbst, als zu einer andern Zeit. Erstens verderbt man kein Gras mit den Tritt der Füßen. Zweytens ist es leichter zu den Boden zu kommen. Wenn man nun eine Zwifel ausheben will, so muß man gerade neben der Blüthe senkrecht die Schaufel bis zum Kreuz, oder Tritt in die Erde stossen. Dies Einstossen geschieht dann sehr leicht, wenn man mit den linken oder rechten Fuß auf die Quersarme auftritt. Dies ist der erste Nutzen des Kreuzes, der zweyte ist, wenn man einmal 8 bis 10 Zoll das Eisen in der Erde

hat,



hat, so biegt man um, um die Zwifel auszuheben, und bey dieser zweyten Bewegung hindert das Kreuz, daß der Stil nicht in die Erde dringen kann. Bey dieser Art des Ausheben thut sich die Erde nur spalten, allein wo die Zwifel in die Höhe gehoben wird, kommt etwas Erde hervor, welches aber sehr unbeträglich ist. Sobald man seine Zwifel von der Schaufel weggenommen, oder geworfen hat, so darf man nur mit dem Fuß auf den Ort der Aushebung treten, so ist alsogleich alles unkenntlich, und ohne Schaden. Jedoch ist es allezeit besser bey trocknen Wetter, als wenn es sehr nasse ist. Nach den Versuchen, die ich selbst mit meinen Instrumente gemacht, habe ich in einer Stunde mit aller Gelegenheit 240., ja auch bis 300. Zwifel aus der Erde gestochen. Also kann ein Hirtenjung, der ohnedem müßig sein Vieh hütet, mit aller Gelegenheit wenigstens in einem Herbsttage 2000. solche Bollen ausheben. Wollte er es nun nur thun um einen besondern Verdienst, so wird es hinlänglich seyn, ihm für eine solche Arbeit 3, oder höchstens 4 kr. des Tages zu geben. Die herausgenommenen Zwifeln müssen dann auf ein Haufen gebracht werden, wo sie der freyen Luft ausgesetzt sind, um in Fäulung zu gerathen. Am besten ist es aber an einen steinichten Ort, wo der Zwifel nicht Wurzel schlagen kann. Mit eben diesem Werkzeuge kann man auch viel andere schädliche Pflanzen aus den Wiesen räumen, welche ich in der Folge erwähnen werde.

Das ganze Werkzeug hat an Gewicht 3. Pfund, folglich nicht schwerer, als eine gemeine Schaufel, oder ein anders dergleichen Instrument, welches allemal von einem jeden Hirtenjung, oder Mädchen leicht behandelt werden kann, wenn nur eins 12. Jahr erreicht hat, indem, wie bewußt, unser Land- oder Berg-Volk bey Zeiten viel Kräfte besitzen.

In dem Nuovo Giornale D'Italia 15. Marzo 1777. Tom. I. pag. 273. findet sich eine Beobachtung von der Zeitlose von Herrn Hell, die angeführt zu werden verdient, indem sie mit meinen Erfahrungen zum Theil übereinstimmt.

Der Verfasser betrachtet diese Pflanze ebenfalls als sehr schädlich, aber doch aus einen andern Gesichtspunkte. Er sagt, daß das Hornvieh niemals aus innerlichen Trieben der Natur diese schädlichen Pflanze anrühre; nur daß sie in den Wiesen in Elsas ein Drittelplatz einnehmen, und man sie sammt den Zwifel ausheben solle, jedoch auf eine solche geschickte Art, daß man die Wiesen mit der Ausrottung nicht verderbe; nach einen solchen Verfahren, sagt der Professor, könnte man einen doppelten Nutzen daraus schöpfen. Erstens, bekömmte man mehr gutes Futter für schlechtes; zweytens, könnte man die Bollen für Störk ebenso gut, als Weizen brauchen. Um letzteres zu bewerkstelligen, soll man von Kindern die Bollen, oder Zwifel schelen lassen, dann sie mit Wasser in einem Mörser zu einen Brey stossen lassen, und hernach den zerquetschten Mark mit vielem Wasser auflösen,



und das von diesem Brey geschwängerte Wasser langsam von dem groben Theile abziehen, und eine Zeit stehen lassen, bis sich das feine Mehl gesetzt, wo man dann das klare Wasser ablaufen läßt, und das Mehl der Zeitlose nicht allein schön und tauglich zur Stärk erhält, sondern es ist auch sogar nach dieser Auslaugung den Thieren ganz unschädlich, wenn sie solches genießen.

Nach den gemachten Erfahrungen des Herrn Professors scheint mir, daß in einem solchen Zustande sie auch dem Menschen nicht schädlich seyn mögen. Es verdient die Sache fernere Untersuchungen, zu was man noch ohne Nachtheil die Zwifel der Pflanze brauchen könnte. Nun zu einer andern Pflanze, welche auf eben die Art schädlich ist, das ist der

Wilbe Safran mit weißer Blütze, Safran mit doppeltem Zwifel, Frühlingsafran. Krainerisch

Pokounza, oder Podlesk, man sehe die zwote Tafel, wo die Pflanze bey a. ganz vorgestellt, sammt Blütze, Blätter, und Wurzel. Bey b. aber die Blütze allein im Durchschnitte mit 3. Staubfäden, und mit einem Staubwege sammt dem nackten Zwifel, c. die Kapsel aus drey Fächern bestehend, d. der Durchschnitte davon, e. ein runder Saamen daraus.

Crocus Silvestris Lobeli Historia. Stirpium c. fig. fol. Londini 1570.

Crocus vernus Linné, Syft. naturæ edit. 12. Tom. II. Pag. 75.

Crocus spatha univalvi radiali, corollæ tubo longissimo, spec. plant. Tom. I. pag. 50.

Crocus Sativus Flora carniolica, edit. 2da Tom. II. pag. 37. No. 47.

Crocus Halleri stirp. indig. Helvet. edit. 2da Tom. II. pag. 125. No. 1257.

Nichts gemeiner auf unsern niederen Alpen, besonders aber im Vorgebürge, als diese Pflanze, die gar oft im Frühjahre ein Drittel der Weide ausmacht. Linné giebt nur einen einzigen Safran als wahre Art, und zwei Abarten im Systeme an, jedoch hat Lobel aus der gegenwärtigen eine gemacht, so wie auch andere.

Die Wurzel, oder Bollen steckt vier bis fünf Zoll in der Erde, und ist unvollkommen zweyfach, nämlich eine Dicke, worauf die Blüthe, und Blätter sitzen, welche weiß, und unten flach eingebogen ist, unter dieser kömmt eine zwote, welche die ältere zu seyn scheint, und mit den Jahren vergehet, wenn die obere eine neue angefügt hat. Das Fleisch von ersterer ist weiß, wo hingegen der letzteren ihres braun, und wie abgewelkt aussieht, jedoch von dieser letzteren allein kommen die Wurzeln, oder Fässern, welche lang und tief in die Erde treiben. Die Scheide, welche aus der Wurzel entspringt, ist ein, zwey, auch



manchmal dreyfächig, dün, und umgiebt die ganze Blumenröhre an ihren untern Theil, so wie auch die Blätter, welche unten Scheideförmig, und oben Lanzenförmig vier Linien breit, und in der mitte rinnförmig weiße Rippen haben, welche aber auswendig grün, und viereckigt sind. Die Blätter sind gemeiniglich nach ihren vollkommenen Wuchs 6. bis 8. Zoll lang, zwey, drey bis vier an der Zahl.

Die Blüthe ist röhrig, manchmal zwey bis drey Zoll lang, weiß, oft aber auch am untern Theil der Krone etwas gelbblau. Die Kron, oder der Eingang der Blumenröhre ist in sechs ovale, oder spatelförmige Lappen getheilt, wo auf dreyen bey Engwerdung der Blumenröhre drey Staubfäden, welche mit gelben lanzenförmigen Staubbeutel versehen sind. Der Staubweg, welcher allein sehr lang ist, und mit seinem untern Ende auf dem Eyerstock sizet, hat eine weißgelbe Farbe. Der Griffel ist zwey, bis dreylappig gezähnt, und Pome- ranzengelb. Die Kapsel, welche auf die Blüthe erfolgt, ist schön weiß, mit rosenfärbigen kleinen Streifen versehen. Sie ist länglicht, dreyeckicht, und in drey Fächer getheilt, mit eyrun- den Saamen angefüllt, welcher zu Anfang rosenfärbig ist.

Der Geschmack dieser Pflanze ist süßlicht, aber doch nicht sonderlich widerwärtig, die Pflanze findet sich sehr häufig bey uns im Vor- und Mittelgebürge, wie gesagt, und kömmt in voller Blüthe

Blüthe im Monate März zum vorschein, wo sie dann aus Mangel noch anders vorfindigen Futters von dem Hornviehe sehr begierig gefressen wird, obgleich wohl auch die Schweine häufig diese Wurzel fressen, so fügt es ihnen doch nicht den geringsten Schaden zu.

Diese Pflanze blüht nicht lange, und so bald sie vorbei ist, fängt erst das Laub an recht zu wachsen, so, daß die ganze Pflanze von der Wurzel an gerechnet bis zu dem Endspitze der Blätter über ein Schuhlänge hat. Wenn ein Stück Hornvieh viel davon gefressen, so fängt es bald an sehr zu schwellen, ist niedergeschlagen, die Augen feurig und trocken, kann weder den Harn, noch Koth von sich geben, und oft aus grosser Angst, und Beklemmung fängt es an sich auf der Erde herum zu wälzen. Ein natürliches Mittel, welches das Vieh anwendet; das ihm oft sehr viel zur Erhaltung seines Lebens beiträgt; dann nach dieser gewaltigen Erschütterung des Körpers gehen oft die Winde häufig weg, welche zuletzt mit einem starken Lariren begleitet werden, worauf es dann vollkommen genest; geschieht aber diese glückliche Auslehrung nicht, so stirbt das kranke Thier, welches von dieser Pflanze gefressen hat, binnen 10. höchstens 14. Stunden. Defnet man ein solches nach dem Tode, so findet man nicht allein viel verdünnte brennende Luft, oder *aerem inflamabilem*, unter der Haut in dem Zellenfächer, sondern auch in der Bauchhölle befindet sich eine Menge stinkender Luft eingeschlossen, welche mit Gewalt herausfährt, und sich oft mit einem brennenden Lichte



entzündt, wie jene in der Zellhaut, alle Eingeweide sind immer sehr entzündt, die Gedärme selbst mit fauler Luft angefüllt, wie auch oft mit einem schwärzlichten Schleim; und die Mägen, nicht weniger der erste, und zweyte meistens leer, der dritte, und vierte, oder das Buch, in unserer Sprache aber Prebörrouz, zwischen den Schichten, oder Blättern der Zottenhaut findet man in Kugeln die fest zusammen gedorrte Pflanze des wilden Safran, welcher oft so trocken ist, daß man sie zu Staube zerreiben kann.

Mein gewesner Schüler Willomizer, der dormalen in der Bochein als Bergwerkswundarzt angestellt ist, hat durch seinen Fleiß beobachtet, daß an jenen Orten, wo diese Kugeln an den Magenhäuten anliegen, sie das meistenthal die Theile in kalten Brand übergehen machen; ich sowohl, als er haben immer die übrigen Eingeweide brandlich gefunden. Die grosse Schlagader, welche von Herzen kömmt, und auf den Rücken der Wirblbeine abwärts läuft, völlig durch die grosse Ausdehnung des Magens zusammengedrückt, solcher gestalten, daß der ganze Kreislauf gehindert wird, und wo dann die Gefäße der Lunge, und des Gehirns sehr ausgedehnt sind, so, daß ich zuletzt oft aus Märl und Nase habe Blut heraus laufen gesehen, indem die Gefäße in der Lunge zersprungen sind.

Aus den oben angeführten Kennzeichen, als aufhören des Widerläuens, aufschwellen, herumwalzen, und so weiter, kann man

man bald urtheilen, daß das Vieh eine giftige, und wo nicht giftig doch höchst schädliche Pflanze mag genossen haben. Man muß alsogleich die Weide untersuchen, ob sie nicht vorständig ist; besonders wächst sie an jenen Orten am liebsten, wo ein fetter Grund vorhanden ist, als im Gebürge, wo das Vieh viel gemistet hat; hat man einmal die Ursache ausgeforscht, so muß man dem kranken Viehe alsogleich einen starken Einguß von der gekochten schwarzen Reißwurzel Tholazh, in der Muttersprache genannt, eingeben. Man macht den Einguß folgendermassen:

Man nemme zwey Hand voll von der frischen, schwarzen Reisswurze, oder dessen Wurzelzäfern, koche sie in drey Pfund Wasser, seige es durch, und thue zwey bis vier Loth Salitter dazu, und etwas Hönig, und gebe es ein. Sollte es in einer Stunde keinen Durchlauf erwecken, so kann man die Hälfte, oder zwey Drittel des Eingusses wiederholen, unter dieser Zeit kann man dem kranken Viehe an einen bequemen Ort eine Aderlaß von 4. bis 5. Pfund machen, eine Klistier setzen, wie im vorigen Articul bey der Zeitlose erwähnet worden; auch ist hier ebenfals die Vorschrift zu beobachten, eben die Diät zu gebrauchen. Ich habe oft das Umfallen des Hornviehs im Bannalgut Hydria, und Grasschaft Tolmein bemerkt, und wenn man meine Vorschrift gebraucht hat, so hat man selten, oder gar nicht sein Vieh verlohren. Es hat sich auch oft zugetragen, daß ich die Aderlasse in geringer Menge habe wiederhollen lassen, und damit die Genesung hergestellt. Und so hat man schon oft in der Bo-

hein.



hein erfahren, wo das Vieh am meisten durch diese Pflanze im Frühjahre getödtet wird, das der Landmann oft erhält, durch den Gebrauch eine Ader an dem Schwanz des Thiers zu öffnen, nämlich an der Gegend des dritten Gelenkes, von oben herunter gezählt; hilft aber dieses nicht, so läßt aus Unwissenheit eines besseren, der Boheiner sein Vieh dem Schicksale über-

Ob nun diese Pflanze als eine giftige Pflanze für das Hornvieh kann betrachtet werden, scheint mir, daß man es nicht in Zweifel ziehen kann, indem es davon stirbt; allein das mag doch auch wahr seyn, daß seine tödtende Kraft mehr mechanisch, als auf eine andere Art wirken mag, indem die Entwicklung der Luft den Magen so gewaltsam ausdehnt, daß das Geblüthe nicht mehr zu dem untern Theile des Leibes kommen kann, also entsteht durch die gewaltsame Stockung eine Entzündung, und der Brand, wenn der Magen, und die Blutgefäße nicht ausgeleert werden. Was einen klaren Beweis zu dieser Vermuthung gibt, ist, daß, wenn man dem Viehe von der trocknen Pflanze noch so viel beybringt, es ihm doch nicht leicht ein Uebelseyn verursache, so überhaupt ist diese Pflanze auch dem Menschen nicht merklich schädlich.

Was nun dessen Ausrottung betrifft, so muß solches auf diese Art mit eben den Werkzeugen geschehen, wie bey der Zettlose, nur in Ansehung der Zeit ist ein Unterschied, indem man erstere nur im Spätjahre, wohingegen letztere im Frühjahre, nämlich

nämlich im Monate März muß ausgehoben werden, wo es auch ohne Schaden der Wiese geschehen kann, indem zu solcher Zeit sie noch von übrigen Pflanzen kahl sind, und die Blüthe des Wildensafran meistens mit der Schneblume oder Schneeglöcklein *Galanthus nivalis*. Linné, allein hervorn ist.

Berkennen kann man erstere unschädliche Pflanze mit letzterer nicht, indem ersterer ihre Blüthe gerade in die Höhe steht, und mit sehr kleinen spizigen Blättern versehen sind, wo hingegen letztere die Blätter schon hat; die Blüthe ist klein, vollkommen weiß, und am Ende des Stils hängt sie herunter.

In den Gegenden von Innerkrain ist folgende Pflanze sehr gemein, und hat dem Hornviehe oft grossen Schaden verursacht, ja auch oft den Tod. Diese ist der

Sturmhut, blaues Eisenhütlein, blaue Wolfswurzel, Teufelswurze, Kappenblume, Narrenkappe. Krainerisch

Probjedna, man sehe die 3te Tafel wo die Wurzel der Pflanze bey a. vorgestellt ist, b. der Stamm mit Blätter, c. aber das Saftblätlein.

Aconitum napellus. Lin. Syft. nat. II. p. 371.

Aconitum foliorum laciniis linearibus superne, latioribus linea exaratis. Lin. spec. plant. I. I. pag. 751.

Aconitum napelleus Jacquin *Flora austriaca*, Tom. 4. Tab. 81.



Napellus Stoerck. Lib. de Stram. hyosci. & napello &c.
c.t. 8vo. auch deutsch

Aconitum napellus Scopoli. L. c. T. I. pag. 280. 110.
654.

Aconitum Haller. L. c. Tom. 11. pag. 90. No. 1197.

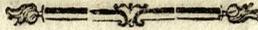
Auf unsern Alpenwiesen ist der Sturmhut gar nicht selten; die einfache Wurzel ist holzig, uneben, auswendig braun, inwendig etwas weißgelb. Die Gestalt ist wie ein Steckrübe, knollicht, oder Spindelförmig mit Fasern versehen, aus der Wurzel kommen runde etwas eckicht gebogene Stengel, welche mit einer weichen Wolle häufig gegen die Höhe zu bekleidet sind, an der Höhe haben sie 2 bis 5 Schuhe, die häufig glatten und glänzenden Blätter, welche daraus entspringen, und auf der obern Fläche schwarzgrün, auf der untern aber blasser sind, stehen auf langen Stielen, welche durch das ganze Blatt gehen wechselweise, und zertheilen sich bis an den Stiel in 3 oder 5 Stücke; die äußere von den Stücken zertheilen sich wieder sehr tief in zween Theile, das aber, welches in der Mitte ist, in drey, und jeder dieser drey kleinen Theileerspaltet sich wieder in so viel spitzige und ungleiche Abschnitte.

Die blauen Blumen sitzen mit kleinen drey, und mehr oder wenig lappichten Blättern auf einen kurzen Stengel, an dem Gipfel des Stengels, oder im Winkel der Blätter, bilden sie eine Aehre. Eine einzelne Blüthe stellet nicht unähnlich einen Helm vor, darum hat sie den Namen Sturmhut. Die ganze

ganze Blüthe bestehet aus 5 ungleichen Blättern, wovon das oberste das größte ist, und eigentlich den Helm ausmacht, die beyden Seitenblätter sind am Rande wie gekräuselt, die 2 untersten sind die kleinsten, in diesen sind über 30 Staubfäden, und 3 bis 4 Staubwege, dann zwey hohle krumme Röhre oder Hönigbehältnisse, welche vom Eyerstocke entspringen, und ein Horn ausmachen, welches sich in ein dreyspaltiges Blatt endiget. Eine jede solche Blume hinterläßt 3 Saamengehäuse, welche die Gestalt eines Ey haben, worinn viel schwarze viereckichte Saamen liegen. Man findet sie im Vorgebürge, und auf den Alpen, blühet im August, und der Saamen wird im September reif.

Der gemeine Mann im Deutsche lande nennt oft diese Pflanze den grossen oder wilden Rittersporn, dieweil sie ihm in betreff der Blüthe, dem äußerlichen Ansehen nach ähnlich sieht. Die Farbe der Blüthe ist ziemlich Dunkelblau, der Geruch der Pflanze ist stark, und würckt auf die Geruchstheile, der Saft ist ungemein scharf und fressend. Wenn unglücklicher Weise ein Vieh von dieser Pflanze gefressen hat, besonders aus Hunger, so stellen sich bald folgende Zufälle ein.

Das Thier fängt an gleich sehr unruhig zu werden, das Wiederkauen hört auf, ein grosser Durst stellt sich nach und nach ein, bald darauf folgt eine Geschwulst, jedoch nicht so, wie bey dem Genusse der Zeitlose, die Augen werden roth, der Puls schlägt heftig, manchmal folgt ein Durchlauf mit einem



sehr starken Gestanke, wobey sich auch manchmal Blut einfindet, oft geht auch der Harn mit etwas Blut gefärbt weg.

Aus erwähnten Zufällen hat der Landmann dem Kraut den Namen Preobjedna, gegeben, welches so viel heißen soll, als überfressen, dann preob heißt über, und jed essen; dann an vielen Orten glaubte der Bauer vor Zeiten, daß nicht sein Vieh von dieser Pflanze sey vergiftet worden, sondern es habe sich nur überfressen, und ob er schon nach der Zeit diesen seinen Irthum eingesehen hat, so ließ er ihr doch diesen unschicklichen Namen. Wird hier nun nicht bald Mittel angewendet, so stehet man allemal in Gefahr sein Vieh zu verlieren. Ich habe nach den Tode jederzeit die Eingeweide entzündet gefunden, und das Geblüt sehr aufgelöst; zweymal fand ich auch die Leber zum Theile in Eyter gegangen, es ist aber auch möglich, daß schon vorher die Leber schadhafft gewesen seyn mag. Die Pflanze ist eben auch, und noch mehr giftig für Menschen und Vieh, als die vorige, und erfodert auch eine andere Heilungsart. Hier wurde man mit sauren, und abführenden Mitteln nichts richten, sondern es müssen zu Anfang lauter umhüllende seyn. Indessen, wie man leicht erachten kann, so sind hier die gewissen Kennzeichen sehr hart um zu wissen, ob das Thier von dieser, und von keiner andern Pflanze gefressen habe, jedoch die Weide, wo das Vieh zum letztenmale war, ist das sicherste Mittel, es ausfindig zu machen. Ist man einmal dessen versichert, so muß man gleich folgende Mitteln brauchen, welche ich sehr bewerth befunden habe.

Man

Man nimmt eine Maas Mehl von gemahlenern Weizen, oder Bohnen, kocht solches in vier bis sechs Maas Wasser, wenn es gekocht ist, so thut man ein paar Pfund Butter hinein, und giebt es dem Viehe zu saufen, welches es aber selten annimmt, sondern man ist oft gezwungen zu mehrmalen es mit einem Horn einzugießen. Diesen Einguß muß man des Tages zwey, bis drey mal wiederholen; dann muß man auch eben so oft folgende Klystier beybringen.

Man nehme ein paar Hand voll von den Blättern der gemeinen Papeln, und Wolkraut, (Malva, & Verbascum Linné,) eine Hand voll von den Blättern der Rieswurzel, oder Tholazh (Helleborus niger. L.) koch sie in zwey Maas Wasser, und seige es durch ein Tuch, und setze dazu ein halb Pfund Hönig, und eben so viel Leinöl, dann auch ein paar Loth Bittersalz. Ist alles gut abgekühlt, so giebt man es durch ein gehöriges Instrumente ein, ist man schon versichert, daß eine Entzündung da sey, so muß man sowohl in der Klystier, also auch in dem Einguß allemal ein paar Loth Salpeter thun. Auf diese Mittel bewirkt man bald einen starken Durchlauf, welcher sehr heilsam ist. Man muß ebenfalls das Hornvieh in wärender Krankheit bey leichtem Futter halten, jedoch sind ihm in diesem Falle die frische Pflanzen viel dienlicher, als die trocken, besonders aber ist hier frischer Salat als das beste Nahrungs- und zugleich Heilmittel zu betrachten.



Von eben diesem Geschlechte der Pflanze haben wir noch zwei Arten im Lande, welche mir aber bis dato noch nicht die Erfahrung gezeigt hat, daß sie dem Hornviehe merklich schädlich seyn, ob sie gleich den Menschen eben nicht weniger nachtheilig sind; da ich aber nur für vierfüßige, und nicht für zweyfüßige schreibe, so will ich weiter keine Meldung machen, als sie den Namen nach nennen. Die erste, welche überall bey uns zu Hause ist, ist in der Gestalt der Blüthe nach eben so, wie die vorige, nur daß sie gelb ist, sie heißt:

Gelber Sturmhut, Wolfswurzel, gelbes Wolfsgift, auch gelbes Eisenhütlein, in unserer Sprache

Ta ermen Preobjed.

Aconitum Lycoctonum, Linné syst. nat. T. II. p.

371.

Aconitum Foliis palmatis multi-fidis villosis. Lin. spec. plant. T. I. pag. 750.

Aconitum Lycoctonum Jacq. Flor. austr. Tom. IV.

Tab. 380.

Aconitum Lycoctonum scopoli L. C. Tom. I. pag. 380. No. 653.

Aconitum Haller, L. c. T. I. pag. 94. No. 1198.

Diese Pflanze wird bey uns sehr hoch, so, daß ich sie schon Mannshoch gefunden habe. Die Blätter sind haarigt, breit, und bis an die Hälfte in drey Theile getheilet, welche Theile sich wider in so viel Theile theilen. Die andere Art ist:

Gift-

Gifttheil, Sturmhut, einzelner Sturmhut, heilsame
Wolfswurze: In unserer Muttersprache führt sie eben den Na-
men, wie die vorigen.

Aconitum anthora Lin. Syl. nat. T. II. pag. 371.

Aconitum floribus pentaginis, foliorum laciniis Li-
nearibus. Linné spec. plant. T. I. pag. 751.

Aconitum anthora Jacq. Flor. Aufst. Tom. IV. Tab.
382.

Aconitum anthora scopoli l. c. T. I. pag. 380. No.
655.

Aconitum Haller L. c. T. II. pag. 94. No. 1199.

Diese Pflanze ist gemein auf den Bocheiner Alpen. Die
Blüthe ist klein, und gelb auf dem Gipfel, beysammen, und
hat fünf Staubwege, wo die vorgehende nur drey haben. Aus
diesen fünf Staubwegen entstehen eben so viel Scheiden, oder
Kapselfächer, die Blätter haben gleich breite Lappen, ihre ganze
Höhe ist nicht über $1\frac{1}{2}$ Schuh.

Als ich vor II. Jahren auf unsern bocheiner Gebürge
herum irte, versicherte mich ein Hirt, daß diese Pflanze den
Schaafen schädlich sey, und daß man mit Eingebung des gekoch-
ten isländischen Moose (*Lichen islandicum*. Linné) welcher
dorten zu Hause ist, sie davon heilen könnte. So wenig als er-
wähnte zwo Pflanzen unserem Hornviehe schädlich sind, um so
viel mehr ist folgende.

Weisse



Weisse Nießwurze, weisse Blume, Hemerwurz, Brech-
wurz ic. In unserer Sprache:

Ta bella Zhmerika, oder Tshemrika, so wie sie von
unsern alten Jlyrern, als Tartarrn, Kirgisen, und Kalmucken
genannt wird. Man sehe die vierte Tafel: bey a. siehet man die
Blüthen an dem Stengel sitzen, b. der mittlere Theil des Stamms
samt Wurzeln, und ein Blatt, c. das Saamengehäuße, d. ein
Saamen allein.

Veratrum album. Linné. Sys. nat. T. II. pag. 668.

Veratrum racemo supra decomposito corolis erectis
Linn. spec. plant. T. II. pag. 1479.

Veratrum album Jacquin. Flor. Aufst. Tom. 4. Tab. 35.

Veratrum album scopoli. L. c. T. II. pag. 272. No.
1233.

Veratrum Haller L. c. Tom. II. p. 96. No. 1204.

Dieses Gewächs ist bey uns überall zu Hause.

Die Wurzel ist etwas knollicht, Finger dick, und mit
runden weissen Fasern versehen; der daraus entspringende Sten-
gel hat einen geraden Wuchs, 4 bis 5 Schuh. hoch, unten glatt,
oben etwas haarigt.

Die Blätter sind ganz ohne Einschnitte, den Still um-
fassend, eyrund, manchmal einen Schuh lang, und einen halben
breit, auf der Oberfläche mit vielen Nerven versehen, und kom-
men den Blättern unsers gelben Enzians viel gleich; auf dem
Rücken

Rücken etwas haarigt, der Stengel endiget sich mit einer zusammengesetzten Rispen.

Die Blumen bilden dichte Aehren; diese stehen in grösseren Aehren, und diese letztere wieder in Büscheln beysammen, wo zwischen sich kleine Blätter finden; an den rauhen Stengeln sitzt die Decke, oder Krone der Blüthe, welche aus 6. Blättern besteht, nämlich 3 äußern, und 3. innern. Die untersten Blumen sind männlich, und haben 6 Staubfäden, und Staubbeutel, hinterlassen aber niemals eine Frucht; die oberen Blumen haben auch Staubfäden, keine Staubbeutel, wohl aber. drey vollkommene Staubwege. Die Blumenblätter sind weiß, am Ende rauch gezahnt, auf den Rücken grünlich. Diese letztere Blumen hinterlassen 3. Saamengehäuse, welche Schottenartig sind, etwas krum, und mit länglichten weißen Saamen angefüllt. Diese Pflanze wächst allenthalben auf Wiesen der Vorgebürge, blühet im Monate Julius, der Saamen wird im September zeitig.

Hier will ich auch zugleich die zwote Art der Nießwurzten beschreiben, da sie eben bey uns zu Hause ist, und so schädlich, als die oberen.

Weisse Nießwurz mit schwarzrothen Blumen, schwarze Nießwurz, rothe Hemerwurz, Champagnerwurz, in unserer Sprache:

Ta zherna Zhmerika, oder Ta Erdesch Zhmerika.

Veratrum nigrum Linn. *Syl. nat.* Tom. II. pag. 668.



Veratrum racemo composito, carollis patentissimis.
Linn. spec. plant, Tom. II. pag. 1479.

Veratrum nigrum Jacq. Flor. Aust. Tom. 4. Tab. 36.

Veratrum nigrum scopoli L. c. T. II. pag. 272. No.
1234.

Die Wurzel ist lang, wie abgebissen, Finger dick, welche viel Fäsern von sich giebt, die sich sehr ausbreiten, ziemlich dick, und von einer weißgelben Farbe sind.

Der Saamen wird oft höher, als bey vorigen Pflanzen, sein Wuchs ist jährlich gerade, Finger dick, und etwas eckigt, an dem Grunde ist er haarigt, und ganz rauch umgeben.

Die untern, oder die Wurzelblätter umfassen den Stiel mit einer Scheide, welche ihm verdicken, sie sind Spatelförmig, oder lang eyrund, am Rande glatt, unterhalb etwas gelbgrün, durchaus mit grossen Rippen versehen, zuletzt werden sie ganz leinförmig, wo aus dessen Winkeln die Blüthen kommen. Die ganze Pflanze endigt sich in grad aufrecht stehende Blumenstengel, welcher rund, und rauch ist.

Die Blumen haben einen üblen Geruch, wie verdorbener Wein, oder Eßig, sagt Herr Bergrath Jacquin in seiner Flora. Die sechs Blumenblätter sind schwarzroth, eyförmig glasend, und am ranste glat; die drey innern sind schmäller, als die äußern. Die Staubfäden sind eben so gefärbt, aber kürzer, die Staubbeutel sind gelb, die Staubwege sind kurzrund. Der Kapseln stehen 3 beysammen, grad in die Höhe abgestumpft

stumpft, und in der Länge wie abgeschnitten, überhaupt so, wie bey der vorigen Pflanze, so auch in Betref des Saamens. Die Blüthe kömmt frühzeitiger, als die Blüthe der ersteren, und die Pflanze wird auch gemeiniglich höher; oft eräuet sich, daß sie durch ihre Farbe eine Abart macht, nämlich die Blüthe wird ganz grün, wie ich sie in den schattigten Dertern um Hydris gefunden habe.

Diese sowohl, als die erste besonders verderben oft unsere Alpenwiesen, indem sie nicht selten von unsern Hornviehe gefressen werden, welches davon getödt wird, und ich weiß nach Aussage vieler Landleute, daß ihnen diese Pflanze noch viel nachtheiliger, als die Zeitlose ist.

Die Zufälle auf den Genuß dieser giftigen Pflanze sind folgende. Kaum hat ein Kind ein Portion von diesem Gewächse im Leibe, so fängt es alsogleich an heftig zu purgieren. Die Weigen fallen ihm sehr zusammen, der Appetit, und Wiederkauen bleibt aus, und der Durst stellt sich sehr heftig ein; die Augen, und Nase werden sehr trocken, zuletzt fangen an die Glieder schwach zu werden, die Ohren hangen. Verschafft man nicht bey Zeiten Hülff, so purgirt sich das Vieh zu todt, und gehet nach einer Zeit gemeiniglich Blut mit dem Kothe weg. Wenn das Vieh nicht bald darauf geht, so wird es nachgehends verstopft, fällt in eine Entzündung, und stirbt am Brand, wie ich oft nach dem Tode bey Eröfnung gefunden habe. Ist ein solches



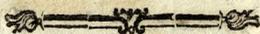
Stück Vieh noch so glücklich die Entzündung zu überstehn, so geht doch gemeiniglich an vielen Orten die zotichte Haut in Eysterung, wodurch das Vieh abzehrt, und umsteht. Hat man einmal nach genauer Untersuchung erfahren, daß ein Rind von dieser Giftpflanze gefressen hat, so muß man gleich anfangs zu folgenden Mitteln schreiten.

Man nehme 3 bis 4 Hand voll gemeines Pappelkraut, koche es in zwo Maas frische Milch, wenn es einwenig gekocht hat, so muß man es durch ein grobes Sieb durchseigen, dann setzt man noch dazu ein Pfund Leinöl, in Abgang dessen eben so viel frischen Butter. Ist nun dieses bereit, und gehörig abgekühlt, so muß man es durch ein Horn eingeben. Mit diesen Einguß muß man ein paar Tage anhalten, und ihm zu 3 bis 4 mal des Tags eingeben. Man muß auch hier die Klystieren nicht außer Acht lassen, welche aus bloßer Pappelmilch bestehen können.

Eine Hauptregel will ich hier erinnern, so oft man eine Klystier gegeben hat, muß man erstens suchen das Thier so viel in der Ruhe zu erhalten, als möglich, sonst ist man gewärtiget, daß das Thier alsogleich ohne Nutzen die Klystier von sich giebt. Zweytens muß man wenigstens zwo Stunden vorher ohne Fressen, gelassen haben. Drittens muß das Thier mit dem hintern Theil hoch stehen. Viertens bedient man sich einer Spritze, die Oefnung muß daumenweit seyn, sollte man sich aber eines Horns bedienen, so muß man die Zunge des kranken Thier

im wählenden Klystier geben ein wenig in Bewegung setzen, und mit der Hand kleine Schläge an die linken Lenden gegeben werden. Diese erwähnte einfache Verfahrungsart ist zu Anfang hinlänglich genug ein Hornvieh vor fernerer Gefahr zu retten, ist es aber schon eine Zeit lang damit angestanden, so ist die Gefahr grösser, und die Heilung auch schwerer zu bewerkstelligen, dann wenn man nicht die ersten Tage mit entgegenstehenden Mitteln geholfen hat, so stellt sich bald eine Entzündung ein, hier muß man nun die Mittel ganz verändern.

Man nimmt gutte 3 Hand voll Pappelblätter, und eben so viel frische Eibischwurzel (*Althea officinalis* Linné,) koch sie in ein paar Maas Wasser, man lasse es so lang kochen, bis eine halbe Maas eingekocht ist. Dann muß man es ebenfalls durch ein Sieb seigen, und man setze dazu 1 bis 2 Loth Salpeter, 4 bis 6 Loth geläuterten Hönig, und gebe es auf ein- oder zweymal ein. Schlägt der Puls sehr heftig, so muß man auch eine Aderlasse vorkehren, jedoch ist selten nothwendig solche zu wiederholen. Die Klystier muß ebenfalls von dem nämlichen Eingus gebraucht werden, und der Hönig kann hier ausbleiben, man nehme dann auch weniger Salpeter. Den Trank, den man in wählender Krankheit einem solchen Thiere darreichet, muß stäts laulich, und mit etwas Waizenmehl angemacht seyn, daß Futter muß wenig, und frisch dargereicht werden. Sollte man aber durch den Roth des Thiers gewahr werden, daß sich die Entzündung in eine Epyterung verwandelt hat, so muß man zu



dem Einguß etwas frischen venetianischen Terpentin setzen, ungefähr 2 bis 3 Loth, und den Salpeter auslassen. Eben dies muß auch bey der Klystier beobachtet werden.

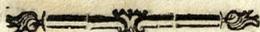
Wenn ich hier die Fälle auführen sollte, die ich in meiner Ausübung gehabt habe; so würde ich gestehen müssen, daß ich zu Anfang aus Unwissenheit viele Stücke verlohren habe, bis ich endlich meine Zuflucht zu dieser einfachen Methode nahm. Man muß es nur sagen, es geht eben so bey Anfang der ausübenden Vieharzney = Wissenschaft, wie es mit der Arzney gieng zu des Aesculapius Zeit. Ein jeder bringt und rath ein Mittl, man schreibts auf, oder überträgt es von einen zum andern, es mag von ungefähr, oder gewiß gewürkt haben. Wird nun ein Thier krank, so hat man auf einmal eine Menge bewährte Mittl, aber oft ist leider keine vernünftige Seele da, die die Krankheit erkennt, was sie für eine sey. Was nutzen nun alle Mittl der Welt, wenn man nicht weiß, wie, und in welchem Falle man sie anwenden solle. Und so geht es noch leider mit dem meisten Theil der Arzneykunst. Wie oft hat der Arzt seine Kranken genesen gesehen, oder umgebracht, ohne oft die Krankheit gekannt zu haben; und wie ist es leicht möglich, daß der Arzt Licht bekommen soll, wenn so viel Vorurtheile da sind, die die Defung der Leichen verbiethen. Ist die Besichtigung nach dem Tode nicht die wahre Probe für den Arzt über seinen Schluß, den er gemacht hat? gewiß eben so, als ein Arithmetiker, um ihm zu beweisen,

weisen, ob er falsch, oder recht zusammen gezogen hat; sagt der große Morgagni. So oft ein Arzt die Leiche öffnen will, ohne Unkosten so soll es ihm allemal erlaubt seyn, und wenn man so thöricht wäre sich dagegen zu setzen, so sollte hier die Polizey befehlen, dann alles, was zum guten des Unterthan ist, muß auch zu seinem Vortheil behauptet werden, denn der Pöbel ist immer ein unmündiges Kind, er mag geadelt seyn, oder nicht.

Nachdem ich erwähnt habe, wie schädlich die Riekwurz sey, so ist auch hier keine Regel ohne Ausnahme, und man kann die Wurzel oft als eine Arznei brauchen, besonders für das Vorstvieh, wie auch für die Pferde, und das Hornvieh. Wenn man einen Absud mit der Wurzel macht, und wäscht das Hornvieh damit, welches mit den Grind behaftet ist, so kann man ihm solchen bald damit vertreiben, jedoch muß ich auch gestehen, daß mir oft der Versuch mißlungen ist; allein es wird allemal ein sehr behutsamer Gebrauch davon erfordert, wenn es innerlich seyn soll.

Die Ausrottung dieser Pflanze aus den Wiesen kann eben so leicht geschehen mit dem Werkzeuge, welches ich zur Vertilgung der Zeitlose anrathe.

Zum Schluß will ich noch einige Giftpflanzen anführen, die ebenfalls unserm Hornviehe schädlich sind, und alle auf gleiche Art



Art geheilet werden, indem ihre Gifkraft beyläufig die nämliche ist. Wie dann auch sie ihrer Verwandtschaft wegen bey Linne in einer Klasse stehen. Erstens

Giftiger Wüterich, giftiger Wasserschierling, Barzenkraut, Wasserwüterich, u. s. w. in unserer Sprache:

Smerdliuz, auch Leinesch, man sehe die 5te Tafel, a. ein Blatt, b. ein Stück der Wurzel im Durchschnitt, c. die Blüthe, d. der Saamen in natürlicher Größe, e. vergrößert, f. der obere Theil der ganzen Pflanze.

Cicuta virosa Linn. Syl. nat. Tom. II. pag. 313.

Cicuta umbellis appositifoliis marginalis obtusifis, Linn. spec. plant. Tom. I. pag. 366.

Cicuta aquatica, Deder, Flora danica, Tab. 208.

Sium Haller L. c. Tom. I. p. 346. No. 781.

Diese Pflanze, welche ja nicht mit dem gepfleckten Schierling *Conium maculatum*, L. verwechselt werden muß, ist dem Viehe sehr nachtheilig. Eben kommt mir ein Werk unter die Hand, welches von den Krankheiten des Kindviehes handelt, und vom Wundarzte Willburg in tifotischen Thon geschrieben worden. Pag. 158. wird die Heilungsart bey Verhärtung der Leber angezeigt, daß man zu Anfang der Krankheit mit der venetianischen Seife, mit dem *Taraxacum*, und den stinkenden Schierling *Cicuta aquatica*, fast allemal eine glückliche Heilung bewirkt; u. s. f. Da haben wir abermal einen Mann, der uns

ein falsches Mittel hinschreibt, oder auch für ein anders gebraucht hat, welches er nicht kennt, und doch viel davon gehört hat. Hätte er nur *Wästgöta resla* oder *Flora laponica* des grossen Linne gelesen, so würde er gewiß dies nicht gesagt haben. Nicht wenig wundert es mich, daß der Verfasser seines beynabe allgemeinen Heilmittels, welches den Titel *Purpur- oder Rees-Liquor* führt, nicht auch beym Viehe gedenket, da es eine so große auflösende Kraft besitzen soll, so wär nicht uneben in diesem Falle Versuche zu machen, wenn er nicht vielleicht besonders, oder alleinig für Zweyfüssige erschaffen ist; allein ich zweifle sehr an seiner auflösenden Kraft, indeme die Einwohner mit so grossen Kröpfen begabt sind, und er sie ihnen doch nicht damit auflöst. — Indessen ist er nicht der einzige dem es so ergangen ist, auch *Kreuterkundige* haben diesen Fehler schon begangen, und haben die *Cicuta aquatica* für das *Conium maculatum* angeführt. — Und das haben wir immer dem oft unnöthigen Neuerungsgeiste von Worten zu danken, womit die ganze *Kreuterkunde*, von Tag zu Tag immer mehr damit verwüstet wird.

Diese Pflanze findet sich häufig bey der *Kartaus Bistra*, oder *Freudenthal* bey dem stehenden Wasser, dann an vielen andern Orten des Landes, wo stille Wässer sind, darum hat er auch den Namen erhalten *Wasserschierling*, wohingegen der gefleckte nur auf trocknen Orten wächst. Die Kennzeichen des *Wasserschierling* sind folgende.



Die Wurzel ist beständig ein, und mehr Zoll dick, inwendig ist sie hin, und wieder hohl in ordentliche Zellen gethelet. Aus dem Stamm dieser Wurzel entstehen viele Fasern, welche in einander verflochten sind. Der Geruch ist der Pastinakwurzel ähnlich, aber etwas eckelhafter, das Fleisch der Wurzel ist weiß, manchmal ins gelbe fallend. Aus der Wurzel entspringen mehrerer Stengel, die bis 5 Schuh Höhe oft erlangen; und unten weiß, und roth gestreift sind; übrigens aber grün, mit einem liebenden Saft angefüllt; sie zertheilen sich durch Knotten in mehrere Gelenke, welche zu Schuhe lang sind, aus eben diesen Knotten kommen Aeste hervor, welche ausgestreckt sind, und sich ferner zertheilen.

Die Blätter sind glatt, und sitzen den Blüthendolden auf kurz geraden Stielen gegenüber, sie bestehen aus vielen kleinen Blättlein, zertheilen sich in noch kleinere, welche Eyrund, und am Rande, wie eine Säge, gezähnt, und in mehr Abschnitte zerpalten sind.

Die allgemeine Dolbe steht denen Blättern gerade gegenüber, und bey der Entstehung sind oft eins, und mehrerer kleine grüne Blättlein. Diese Dolbe zertheilet sich in 12 bis 18 kleine Dolden, wo um den Stiel 2 bis 5 Blätter sitzen, welche sich bey Verwelkung der Blüthe zurück biegen. Eine Dolbe besteht aus mehreren Blumen, welche aus fünf weißen herzförmigen Blumenblättern bestehen, dann 5 Staubfäden, und 2 Staubwege: die Frucht, die daraus entsteht, ist mit kleinen grünen Blättlein bekränzt, und gestreift, etwas haaricht, und gefurcht, und bildet

bildet zween egrunde Saamen, welche einen weißen Saum haben, und dem Saamen des Petersils ziemlich gleich kommen.

Wasserpferd Saamen, Koffenchel, Wasserfenchel, Pferdsamen, Pferdsaat, u. s. f. kramerisch:

Koina Kumena, auch Konska morok, welches aber unsere Nachbarn die Jlyrer glattweg morok nennen.

Phellandrium aquaticum, L. Syf. nat. T. II. pag. 213.

Phellandrium folliorum ramificationibus divaricatis Linn. spec. plant. Tom. I. pag. 366.

Phellandrium rivini, Tab. 64.

Phellandrium aquaticum scopoli, L. c. Tom. I. pag. 216. No. 362.

Phellandrium Haller. L. c. T. I. pag. 332. No. 757.

Diese Pflanze findet sich häufig in den stehenden Wässern, besonders in der Lublanza, oder Laubachflusse.

Die Wurzel ist ziemlich dick, auswendig bräunlich, inwendig weiß, sie ist ebenfalls mit vielen Fasern besetzt, und zwey, und mehr jährig. Der Stängel ist oft 1 Zoll dick, und hat bey seiner Entstehung eine Menge trockner Faser, wie ein alter Bast, auch bey einem jeden Gelenke sind solche. Die Blätter sind sehr ausgebreitet, und dreyfach fein gesütert, wie der Garten Fenchel. Die allgemeine Dolde hat keine Umwicklung, die kleinern, oder besondern haben von 3 bis 7 Blätter; die



Blumen in der Dolde, welche in der Mitte sind, sind kleiner als die an dem Rande, fünf Blättlein machen wie den Kelch aus, zwey sind groß, und drey klein, welche an der Frucht bleiben; dann folgen fünf weiße Blumenblätter. wovon das äußere Blatt das größte ist, welches so viel Staubfäden, und 2 Staubwege hat, welche sich in den Griffel endigen, und auf der Frucht sitzen bleiben. Die Frucht ist eyrund, und glatt, wie die Blumendecke, und der Griffel bleibt auf solcher sitzen, und ist mit einer Narbe bekränzt.

Wolfskirche, Dollkraut, tödtlicher Nachtschatten, Schlafkraut, Bollwurz, Felsbeer, u. s. f. Krainerisch:

Voukzhie, oder Gabes, man sehe die sechste Tafel bey a. ist die Pflanze sammt den Blüthen, und Blättern vorgestellt, b. die Beere sammt den 5 spaltigen Kelch, dann darneben ein einzelner Saamenkern, c.

Atropa Belladona. Lin. Syl. nat. T. II. pag. 171.

Atropa caule herbaceo, foliis ovatis integris. L. spec. plant. T. I. pag. 16.

Atropa Belladona Jacq. Flor. Aust. Tom. 4. Tab. 171.

Belladonna Trichotoma scopoli L. c. T. I. pag. 160. No. 255.

Belladonna Haller. L. c. T. I. pag. 251. No. 579.

Diese Pflanze ist bey uns überall zu Hause, und besonders in schattichten Gegenden am liebsten.

Die

Die Wurzel ist fortwährend, oft 2 und mehr Zoll dick, fleischicht, in Schenkeln getheilt, inwendig weißgelb, greift 1 und mehr Schuh tief in die Erde; aus ihr entstehet oft mehr, als ein Stamm, welcher oft eines Manns Höhe erreichet. Die Blätter sind etwas haarigt, ungleich, und groß, stehen meistens paarweis auf kurzen Stielen, und sind eysförmig, am Rande glatt, und werden gegen den Herbst purpurroth.

Die Blumen stehen einzeln in dem Winkel der Blätter, die äußere Bedeckung ist kurz, fünfspaltig, und grün. Die Blüthe ist Glockenförmig ohne Geruch, schmutzig, purpurroth, und in fünf dreyeckigte Zähne getheilet, worinn fünf Staubfäden, und ein Staubweg sich befindt.

Die daraus entstehenden Beere sind Kugelrund, kohl-schwarz, und glänzend, und einer Kirsche ähnlich, mit kleinen Döpfeln versehen, in der Mitte ist sie in zwey Theile getheilet, worinn sich viel niernförmig getüpfelter Saamen befindt; blühet im Monate Juny, die Frucht ist aber im September zeitig, der Geschmack ist süsse, und matt.

Hier muß ich ebenfalls die Scopolische Pflanze *Scopolia Jacquini* obl. Bat. oder *Hiosciamus scopolia* des Linné anführen, die bey *Hydria* häufig wächst, ihre Wirkung aufs Hornvieh ist ganz die nämliche. Wenn hier der Ort wäre etwas von dieser Pflanze zu sagen, so wäre es vielleicht möglich zu zeigen, daß sie eine Bastardpflanze von dem Toback- und der Wolfs-



Kirsche sey. Das Ansehen (Habitus) dieser Pflanze ist ganz das nämliche, wie der vorigen, nur wächst sie niemals so hoch, und ihre Blüthe ist länger als bey voriger, und im Durchschnitte enger, nach der Blüthe folget anstatt einer schwarzen Beere, eine solche gestaltetes Kapsel mit Saamen angefüllt, wie bey dem Pilsenkraut, welche aber sehr dünn ist. Die Blätter dieser Pflanze sind eben so gestaltet, wie bey dem Dollkraut, doch habe ich auch eine Abart davon bey Hydris gefunden, wovon die Blätter am Rande zerschliffen waren. (Laciniatum folium.)

Pilsenkraut, schwarzes Pilsenkraut, Schlafkraut, Teufelsaugen, u. s. f. krainersisch:

Sobnik, oder Sobnigh.

Hiosciamus niger. Linn. *Syf. nat.* T. II. p. 170.

Hiosciamus foliis amplexicaulibus sinuatis floribus sessilibus. L. *spec. plant.* T. I. pag. 257.

Hiosciamus Störk, *Lib. de hiosc. c. icon.*

Hiosciamus niger scopoli L. c. T. I. pag. 154, No.

252.

Hiosciamus Haller. L. c. T. I. pag. 254. No. 500.

Diese bey uns so bekannte Pflanze ist überall bey den Dörfern zu haufe. Die Wurzel ist zweyjährig, und Spindelförmig.

Der Stengel ist zwey Schuh hoch, dick, mit Blättern besetzt, wo aus dem Winkel die Aeste entspringen. Die Blät-

ter

ter sind bald groß, bald klein, weich, voll weißer Haare, wie die ganze Pflanze, und auch schmierig. Sie umfassen den Stengel genau, und sind dreyeckigt, gezähnt. Die Blumen stehen auf ganz kurzen Stielen mehr besammen, und machen, wie ordentliche Aehren. Die Bedeckung, oder Kelch ist Glockenförmig, mit fünf dreyeckigten Zähnen versehen. Die Blüthe ist gelblich geädert, und haarigt, und endiget sich ebenfalls in 5 Zähne, darinn befinden sich 5 Staubfäden, und 1 Staubweg. Das Saamengehäuse ist eyrund, länglicht, mit einer Furche bezeichnet, und hat einen Deckel, wie eine halbe Kugel; in den zwey Fächern des Saamengehäuses findet sich eine Menge grauer Samen. Die Beschreibung dieser letzten Pflanze habe ich etwas verkürzt, dieweil sie einem jeden von uns im Lande sehr bekannt ist.

Die Wirkung aber der letzten, sammt des Schierlings, Tollkraut, und Wasserfenchel stellet sich gleich bey dem Kindviehe ein, sobald es was davon genossen hat. Auch der gefleckte Schierling *Conium maculatum* des Linne, ist dem Hornviehe viel nachtheilig, allein der Gestank verhindert es viel davon zu fressen, den ich habe bis die Stunde noch nicht erfahren, daß man beobachtet hätte, daß ein Stück von dessen häufigen Genuße gestorben seye, folglich habe ich es auch nicht für nothwendig erachtet, eine Beschreibung, noch viel weniger eine Abbildung davon zu geben, obgleich man in andern Ländern die Erfahrung gemacht haben will, daß auch diese Pflanze das Vieh umbringe, die Zukunft soll mich belehren. Die Zufälle die die angeführte Pflanzen verursachen, sind folgende:

Das



Das Thier verliert den Lust zum essen, wird feurig, und läuft herum; ist es in dem Stalle, so stößt es mit dem Kopfe an die Krippen, oder an die Wand. Junge Kälber werden davon schwindlich, und können sich nicht auf den Füßen erhalten, hat das Vieh viel davon bekommen, so bekommt es eine große innerliche Hitze, nach welcher sich ein schleimigter mit einem üblen Geruch vermengter Auswurf einstellt, und dann zuletzt mit einem Schweiß überfallen wird, jedoch ist es selten, daß eins durch den Genuß dieser Pflanze unkämme, ausgenommen es hat eine große Menge mit dem angemachten Futter bekommen, und das geschieht meistens von dem Gesinde, welches die Pflanzen nicht kennt, und so mit dem übrigen nach Hause bringt, klein untereinander zerhackt, und oft mit einem Kleienwasser anmacht, so, daß das Thier sie nicht herauswerfen kann. Zur Zeit der Stallfütterung geschieht es öfters, als sonst, indem die Thiere, wie gesagt, in diesem Falle eine bessere Kenntniß haben, als ihre Wächter, und selten dergleichen Pflanzen auf der Weide anrühren. Sollte dergleichen Unvorsichtigkeit nicht auch zum Theil die Ursache seyn, daß sich so viele Landwirthe oft über die Ungesundheit ihres Viehes beklagen, seit dem es im Stalle gefüttert wird! Mir scheint, man wäre wohl daran, daß ein jeder Landwirth sich ein Kenntniß von giftigen Kräutern beybrächte, und so oft er einen fremden Viehwärter, oder Wärterinn aufnimmt, sie prüfe, ob sie davon einige Kenntniß haben, oder nicht.

Allein

Allein man wird mir einwenden, wer soll sie dem Landwirthte kenntlich machen? Ich antworte: der Dorfgeistliche, oder der Schulmeister einer Trivialschule, der nach Vorschrift die Naturkenntniß haben soll. Ich glaubte, es wäre auch nicht zu viel gefodert, wenn es jene wissen sollten, die die Landpollicey administriren, wenn unser Land so glücklich seyn soll, eine nach Schreber und Diedmars Anleitung zu bekommen, dann die Viehzucht kann eben so wenig, als die übrigen Theile der Landwirthschaft außer Acht gelassen werden. Ein redlicher Anonymus sagt in seinem Werke: Was für Misbräuche sind nicht in Unterhalt- und Benutzung der verschiedenen Vieharten, in dessen Winter- und Sommerfütterung, in Vermehrung des Dungs abzustellen, und wie vielen Krankheiten ist nicht durch vernünftige Mittel vorzubeugen? Er sagt weiter, so lange das Landvolk sich selbst überlassen bleibt, so lange nicht gute, und deutliche Vorschriften gegeben werden, auf deren Befolgung gehalten, und dem Bauer der Nutzen durch Beyspiele recht begreiflich, und überzeugend gemacht wird, so lange sind alle ökonomischen Bücher vergebens geschrieben, so lange müssen wir auf eine allgemeine, oder nur etwas ins ganze gehende Aeckerverbesserung Verzicht thun.

Niemand anders, als die auf dem Lande wohnende, und selbst Vieh unterhaltende Pollicey wird durch gute Anweisung, und vor Augen gelegte Beyspiele diesen heilsamen Entzweck erreichen. Unser Landmann ist aufgeweckt, gelehrig, und läßt noch das ganze illyrische Feuer blicken, ob er gleich zum Theil

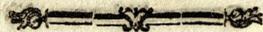


mit schlechter Erziehung, und einer etwas unwiſigen Nation meistens umgeben, und auch schon viel mit Mischung fremder etwas unächt geworden ist. Würden wir so wohlhabend seyn, als andere, würden wir eben so viel Gelegenheit haben zu lernen, und nach Fähigkeit gebraucht werden, so würden wir bald sehen, ob wir in unserm kleinen Lande nicht mehr schöpferische Genie zeigen würden, als in manchen, welches viel gröſſer ist? Allein wir sind oft durch ungereimten Nationenstolz veracht, und unterdrückt, und dieß macht, daß man dann oft allen Muth verliert. — Doch genug davon, um wieder auf unsern Artikl zu kommen.

Zu Anfang des Uebels nach Genuß einer dieser giftigen Pflanzen, ist das beste Gegengift der ausgepreſte Saft der Schlehen; sollte aber nicht solcher zu haben seyn, so muß man eine kleine Hand voll von der Wurzel der schwarzen Nießwurze, (*Helborus niger*, Linné.) nehmen, und in ein Maas Wasser kochen, durchseigen, und mit eben so viel Eßig vermischen, und eingeben. Larirt das Thier darauf, so ist selten nothwendig das Mittel zu wiederholen. Der Schleensaft hat mir allemal sehr gute Dienste gethan, und ist viel wirksamer, als der erwähnte Einguß; ist es aber mit dem Uebel weiter gekommen, so, daß die Hitze groß ist, so muß man in einer Maas Kleynwasser 2 Loth Schwefelgeist eingeben, und bey fortdauernder Krankheit wiederholen.

Der Einguß, welcher oben beschrieben ist, bleibt aus, und dem Thier wird beständig Kleywasser zum Trank dargebracht, worinn gestossene saure Aepfel seyn müssen. Auf eine solche leichte Art kann man bald seinem Viehe die Genesung wieder verschaffen. Sobald ich Schwefelgeist anrath, kann man auch aus Noth in Abgang dessen sich des Schwefels bedienen, in doppelter Portion, allein er macht lange nicht diese Wirkung, die der Geist hervorbringt. Es ist auch leicht zu erachten, indem sich erst die Säure im Leibe entwickeln muß, und wie unvollkommen geschieht dieses nicht?

Da ich aber noch nicht Erfahrung genug habe, so will ich für dermalen mit diesem den Schluß machen, worüber ich mehr als eine Beobachtung gemacht habe, um der Heilungsmethode gewiß zu seyn; es sind zwar noch viele andere Pflanzen im Lande, die dem Borst-, und Wollviehe schädlich sind. Allein künftige Jahre werden mich ohne Zweifel mehr belehren, und ich will auch nicht ermanglen, mich dem gemeinen Wesen, und dem Vaterlande mit Nutzen zu verwenden, um so viel mehr wird es mir angenehm seyn, wenn mich Landwirthe mit ihren Erfahrungen beehren wollten, sollten solche die Probe des ächten halten, so verheiß ich sie bekannt zu machen, und jederzeit den Erfinder anzuführen. Indessen hätte ich doch noch billig von den scharfen Pflanzen, welche Milch geben, erwähnung machen sollen, allein, ob sie zwar dem Viehe ebenfalls nachtheilig sind, so habe ich doch noch nicht hinläng-



liche Beyspiele, daß sie das Thier, welches sie genossen, um das Leben gebracht hätte; Denn kaum frist ein Vieh von der Eselsmilch, *Euphorbia*, L. etwas, so verhindert sie alsogleich der beiffende Geschmack, das mehrere zu fressen. Wenn ein Thier von dergleichen Pflanzen viel gefressen hat, so entstehet Geschwüre in dem Munde, wie dann auch Geschwülste der Kinbacken, Drüsen, welche aber durch warme, und erweichende Behungen bald verzehrt werden. Man versicherte mich, wenn Kühe viel von einer solchen Pflanze bekommen, daß ihre Milch bluttig werde, um sie aber von solchen zu heilen, geben sie ihnen Del ein. Aber man sieht, daß das Del nur zu Anfang eine gute Wirkung haben kann, so lange das Gift im ersten Wege ist; mir scheint, häufig gelinde Getränke von Kleynwasser mit etwas frischen Butter, müßte viel besser wirken.

Die Pflanzen, die noch in unserm Lande häufig, und giftig sind, und worüber Beobachtungen angestellt werden sollten, ist die Wasserumbelle, *Oenanthe aquatica*, L. sumpfsichtes Laufekraut, *Pedicularis palustris*, L. Sonnentau, *Drosera rotundifolia* L. welche letzte Pflanze so häufig unsere Morastwiesen verdickt, dann der Myrrthenblätterichte Summach, *Rhus Coriaria*, der in Istrien gemein ist. Ich wende mich also zu dem Gift aus dem

Thierreich.

Gifte aus dem Thierreiche, welche unserm Hornviehe schädlich sind, oder dasselbe gar tödten können, gehören unter die schlechenden Thiere, Insekten, und Vierfüßigen.

Die Gattung der giftigen Thiere, welche am öftesten Schaden anrichten, ist die Natter, oder Viper, des Linne. Dieses Schleichthier ist zwar bey uns ein ziemlich bekanntes Thier, jedoch will ich es um Gewißheit halber vollkommen nach dem lineischen Systeme beschreiben.

Europäische Natter, Viper, Atter, Natterschlange, Heckennatter, auf krainerisch:

Kazha, smeja, Illyrisch Zmya gliutizza, mit einem dieser Wörter werden alle Schlangen betitelt, aber die eigentliche Viper heißt in unserer Sprache Gaad.

Coluber berus, Linn. Syl. nat. T. I. p. 377. No. 183.

Coluber berus amoen. acad. I. p. 113. No. 1.

Europäische Natter, lynneisches Natursystem, vom Müller 3ter T. p. 161. Tab. VI. Fig. I.

Dieses Schleichthier, oder Schlange ist bey uns in dem mittägigen Theile des Lands mehr, als zu gemein. Die Natter ist



bey uns nicht allein in alten Mauren, sondern überall auf dem Lande unter Stauden, und Hecken, in den losen Steinen verborgen. Die Alpenwiesen in Innerkrain, welche aus starken Gewächsen bestehen, worunter lauter Trümmer von Kalksteinern liegen, sind der liebste Aufenthalt dieser Thiere. Ich habe keine Gegend so häufig damit angefüllt gefunden, als die julischen Alpen, besonders der Berg Zavornik bey Postoina, oder Adelsberg. An den kroatischen Gränzen gegen Zhuber ist sie ebenfalls sehr häufig, womit Handel bis nach Holland getrieben wird.

Unsere Nachbarn die Italiener kommen zu uns, und lassen die Vipern durch unsere Hirtenjunge fangen, bringen sie nach Venedig, und andere Orte, und verkaufen sie unter den Namen paduanische Vipern; indem solche vermög eines Vorurtheils besser, als unsere gehalten werden. Eine solche Menge, als jährlich in der Gegend gefangen wird, so merkt man doch bis jetzt wenig Abgang.

Wie eine Schlange gestaltet sey, ist einem jeden bekannt, wie man aber eine Gattung, Art, u. s. w. von der andern unterscheiden soll, ist lange nicht so einleuchtend, und bewußt. Unsere Natter hat ein hundert sechs und vierzig Bauchschilde, und 39 Schwanzspitzen. Ihre Länge 2 bis 3 Schuhe, sehr geschmeidig, die Farbe ist braungrau, mit einem schwarzen Striche über den Rücken; der Kopf ist vorne, und zwischen den Augen glatt, hinter denselben aber gewölbt, am Hintertheile steht der Käfer

zur

zur Seiten aus. Das Maul ist stumpf, und kurz; die Nasenlöcher sind am Rande des Munds in die Quere, ober diesen befinden sich die Augen; das Maul ist voll raucher Zähne, rückwärts im obern Käfer sind 2, bis 3 lange krumme Hundszähne, wo sich gewisse bläßgen befinden, worinn oft für Thier, und Menschen ein tödtliches Gift sich befindet. Die erwähnten Zähne sind auf einer jeden Seite 2, oder 3, und inwendig holl; wenn die Bläßgen durch die Wurzel der Zähne gedrückt werden, so fließt das Gift in selbige hinein, und theilet sich durch die aufgebissene Wunden mit; wenn nun diese Bläßgen keinen Vorrath vom Gifte haben, so ist der Biß unschädlich, und wenig bedeutend, sonst aber tödtlich: und dieß ist die Hauptursache, warum oft unwirksame Mittel für wirksam sind angesehen worden. Noch eines untrüglichen Kennzeichens muß ich hier erwähnen: wenn man sie beym Schwanz anfaßt, und sie mit dem Kopfe hangen läßt, so kann sie sich nicht zurücke schlagen, und umwenden, wie andere Schlangenarten zu thun pflegen.

Das Thier lebt von Eideren, Scorpionen, Krothen, Mäusen, und Insekten, wozu ihre lange Zunge, die schmalrund gedoppelt, und mit sehr scharfen, und feinen Spitzen nach Art der Spächte, versehen ist; vorzüglich dient letztere damit zu fangen, sie leben einige Monate ohne alle Nahrung, und haben ein zähes Leben, der Hals ist vollkommen rund; der mittlere Theil des Körpers viel dicker, und fast viereckigt; der Schwanz rund, und dünne. Nach genauer Untersuchung hat man gefunden, daß

das



das Gift der Viper ein Salz in sich enthalte. So viel, als ich aus der Erfahrung schliessen kann, so ist das Gift der Natter das stärkste, und flüchtigste Alkali, das wir vielleicht haben, indem es so geschwind die Säfte der Thiere, und Menschen, in die Auflösung, und Fäulung bringt, welches sich aber mit Prüngels Versuche freylich nicht reimt.

Unser Hornvieh wird oft durch diese Thiere beschädiget; wird demselben bey dem Bieß viel Gift beygebracht, so bekömmt solches nicht allein faule, und brandige Geschwüre, sondern es steht auch zu Zeiten, jedoch selten um. Die Zeichen des Bießes sind, der Ort, wo der Bieß angebracht worden, geschwüllet, und wenn die Haare abgeschoren, so sieht man den Bieß, bald darauf hört das Thier auf zu wiederkäuen, welches ein Zeichen ist, daß das Gift schon ins Geblüt hinüber getretten ist. Die Heilungsmethode, die ich bey dem Hornviehe anwende, ist die nämliche, wie ich sie bey Menschen gebrauche.

Man muß den Theil gleich unterbinden, nämlich gegen dem Leibe zu, dann mit einem Dorne, oder mit einem gelinden Eisen, welches letztere zwar kein Blüten, wohl aber eine stärkere Ecyterung verursacht, oder, was noch besser ist, mit einer großen Nadel, die die Wunde mehr reizt, um daß sie mehr blutet; dann nimmt man lebendiges Flügelwerk, Hühner, und dergleichen, man zerreißt sie in zwo Theile, und legt sie warmer, wie sie sind, auf den beschädigten Theil hinauf. Dieß kann man mehrmalen

malen niederhollen, im übrigen muß man dem Thiere beständig unter den Trank Eßig mischen, und eine Zeit nicht viel zu essen geben. Sollte sich aus Verwahrlosung ein Geschwür eräugen, so muß man solches täglich, bis es ausgeentert hat, mit folgender Salbe verbinden. Man nehme 4 Loth Terpentın, ein Loth Hönig, und ein halb Quintel gebrannten Alaun, und ein halb Loth Quecksilberniederschlag, man mische alles wohl durch einander, und verbinde damit die Wunde, bis sie rein wird, dann brauche man eben die Salbe ohne Alaun, und Præcipitat, bis zur vollkommener Heilung.

Dieses einfache Mittel habe ich eben vor Thiere so bewährt gefunden, als ich es für Menschen fand, dann alle übrigen Mittel, welche man als bewährt da für ausgiebt, sind Alfanseren; das beste Mittel ist, so balde als es möglich ist, das Gift wieder aus der Wunde zu verschaffen.

Man sehe meine Beobachtung über den Biß giftiger Schlangen, in den Sammlungen nützlicher, und angenehmer Gegenstände aus allen Theilen der Naturgeschichte, Arzneywissenschaft, und Haushaltungskunst, herausgegeben vom Wasserberg, erster Theil, Wien 1775. 8vo. Eine misrathene Geburt einer periodischen Schrift, die niemals weiter gekommen, indem die Stücke nicht zum besten gewählt worden sind, und die Namen verfälscht, als: anstatt *Coluber berus*, *Coluber vipera*, eine Sache, die bey uns nicht selten ist. Man wird in dieser



Schrift meine angeführten Gründe finden, wie wenig die übrigen Mittel helfen, und wie oft sie fehl schlagen, und wie unbewährt sie sind; zu diesen unnützen gehört auch das Quecksilber mit seinem arabischen Schlafrock.

Ich weiß wahrhaftig nicht, ob der Erfinder von diesen verlarvten Mittel gewacht, oder geträumet hat, da er in seinen chyrurgischen Lehrsäzen, Seite 28 sagte: „Im Biß der wälschen Vipern (der Verfasser giebt der Natter allgemein den Beynamen im Lande, wo sie sich befindet, als Wälsch, Französisch, Illyrisch, u. daß er auf eine solche Art, allein aus einer Art, mehr Arten in Europa heraus brächte, als Linnæus in seinem ganzen Systeme hat,) nuget nichts, als das gemischte „Quecksilber mit dem Enzian, innerlich genommen.“ Und das will auch Herr Professor Winterl behaupten. Es ist hier nicht der Ort es dem Herrn Professor zu wiederlegen, sonst wollte ich ihm aus guten Grunde zeigen, daß das Quecksilber mehr schaden, als nutzen würde. Zum Glücke steht nur das Mittel in seinem Buche, und ist, so viel ich in Italien, und bey uns in Erfahrung gebracht habe, niemals jemanden eingefallen, in dergleichen Fällen Gebrauch davon zu machen; und um so viel mehr, da man niemals was davon gehört hat, ob es gleich in dem erwähnten Buche, und seinen Erfahrungen zweyter Auflage, so behauptet wird, als wenn man bey uns, und bey unsern Nachbahren gar nichts anders brauchte. Warum will man die Leute

so täuschen? Und zwar in einem Werke, welches doch im übrigen dem Verfasser Ehre macht.

Seit der Zeit, als ich das einfache Mittel bekannt machte, wie Menschen sich selbst wider das wüthende Nattergift wehren können, so habe ich nachgehends mit den nämlichen guten Erfolge, wenn es die Gelegenheit zugelassen hat, anstatt des Auflegen des Federviehs auf die Wunde, mich des warmen Wassers bedient, nämlich das beschädigte Glied durch einige Stunden hinein zu halten. Nach der Zeit habe ich erfahren, das in dem persischen Arzneybuche von Dschalinus Hakim etwas ähnliches darinn stehet, und von den Persianern gebraucht wird. Erwähnter Hakim sagt: für den Schlangenbiß ein Maus aufgerissen, und auf den Biß gelegt, zieht allen Gift aus. — Wer von einer Schlange ist gebissen worden, so wasche man den Biß mit heißen Wasser aus, und lege Knoblauch mit Salz darauf. — Auch ist heilsam die Galle eines Bocks, gekocht gegessen. u. s. w. Er giebt noch einige Mittel an, welche aber mehr auf Aberglauben, als auf Wahrheit gehen. Wir haben hier zu Lande noch mehr Schlangenarten, das ist die Ringelnatter, *Coluber natrix*, L. Welche sich an feuchten Orten, in den Thälern, wie auch bey den Häusern in Ställen aufhält, aber sie ist für Vieh, und Menschen unschädlich. —

Der Name, Ringelnatter, kömmt daher, dieweil sie auf beyden Seiten des Halses einen weißen Flecken hat, auf den Rücken



cken ist sie schwarz, und am Bauche weiß, und hat 170 Bauchschilde, und 60 Schwanzschuppen, und ist viel grösser als die europäische Natter. Nach dieser folgt noch eine unschädliche, welche allenthalben auf dem Lande zu finden ist, und Blindschleiche genannt werden. Sie ist aber eigentlich die Bruchschlange, *Anguis fragilis*, des Ritter Linne; welche wir auf Krainerisch Slepéz, nennen. Ihr Kopf ist klein, vorne schmal, und stumpf, oben umgespitzt, und auf den Seiten glatt, mitten auf dem Kopfe ist eine Schuppe, welche herzförmig ist, die Augen sind sehr klein, die Nasenlöcher sind ganz vorne, der obere Kinnbacken geht über den untern. Der Körper ist rund, beim Alter dicker, nachgehends wird der Schwanz dünner. Die Farbe ist Aschengrau, ist selten eine Elle lang, und ganz unschädlich. Diese sind die einzigen Schlangenarten, welche mir im Lande bekannt geworden sind, jedoch ich zweifle nicht, daß es noch mehrere giebt, allein ich habe bis jezo noch nicht mehrer aus Mangel der Gelegenheit in Erfahrung bringen können. Ich will mich also zu einem andern, ebenfalls schädlichen Thiere wenden.

Scorpion, oder europäischer Scorpion, in unserer Landesprache:

Skarpian, auf Illyrisch Paoza.

Scorpio Europæus, L. *Syl. nat.* Tom. I. pag. 1032.

Der Europäer, nach dem Lieneischen Natursystem von Müller 5 Theil, 2 Bände; pag. 1092. No. 5. Tab. 33. Fig. 3.

Obgleich

Obgleich dieses giftige Insekt bey uns sehr bekannt, und fast in einem jeden Hause gesehen wird, so will ich doch die Lymneische Kennzeichen hersetzen.

Dieses Thier hat 8 Füße, und an der Stirne ein paar Scheere, wie die Krebse. Acht Augen, zwey auf den Rücken, und 3 auf jeder Seite der Brust, dann zwey scheerenförmige Fühler. Der Schwanz ist verlängert, gegliedert, und ist mit einer gekrummten Spitze geendiget. Unten am Leibe zwischen dem Bruststücke, und dem hintern Leibe, befinden sich zwey Kämme, welche 10 Strahlen bilden, und nicht 18, wie Linneus anmerkt.

Das Gift, welches sie Thieren, und Menschen beybringen, geschieht durch den Stich, den sie mit den Stachel machen, den sie am Schwanze haben, wo sich zwey Oeffnungen befinden, wodurch das Gift in die Wunde ausgeleeret wird. Wie geschwind die Scorpionen nach der Geburt groß werden, habe ich einmal auf eine besondere Art erfahren. Ich fieng einstens einen grossen dicken Scorpion in einem faulen Baum im Walde, ich spitzte ihn an eine große Nadel. Als ich nach Hause kam, war er vollkommen ohne Leben mehr, ich that ihn erst den andern Tag in einen meiner Insekten Käste; nach einigen Tagen gerieth ich wieder von ungefähr über das nämliche Behältniß, wo mein Scorpion aufgehoben war, und da sahe ich, daß sich hin, und wieder bey meinem Scorpion was bewegte, als ich nun genauer zusah,



zufah, so gerieth ich sehr in die Verwunderung, daß dieses Junge würden, die erst nach dem Tod ihrer Mutter herausgefrohen sind. Dieses machte mich für künftighin behutsamer bey Sammlung der Scorpionen. Das größte Uebel, was dieses Inseckt bey unserm Zugviehe anrichten kann, ist der Stich an Maul, und Nase, nahe bey den Augen, besonders in den Ohren.

Wenn ein Stich an einem solchen empfindsamen Theile geschehen ist, so schwillt er auf, jemehr Gift ist hinein gelassen worden, desto größer ist die Geschwulst. Bey Kälbern habe ich gesehen, daß solche Geschwülste in Eiterung übergegangen sind. Hat man ein Kenntniß, daß es ein Scorpionstich ist, welches man aus der so zu sagen äusserlichen Verletzung urtheilen kann, so ist das beste Heilmittel öfters warme Ruheflätte auf zu legen; noch besser ist, und leichter das Skorpionöl aufzustreichen. Selten ist ein Dorf in dem mittägigen Theile unsers Landes, wo nicht ein Bauer wäre, der nicht dieses Del in Vorrathe hätte, um so viel mehr, da man auch mit diesen nach Holland handelt. Kräugen sich aber Geschwüre, so muß solches mit einer Salbe, die aus 2 Theilen frischen Terpentin, einen Theil Hönig bestehet, verbunden werden. Manchmal sind diese Geschwüre sehr fressend, besonders bey Menschen, daß, wenn es im Gesichte ist, es meistens die fette Haut aufzehrt, und ein sehr häßliches Ansehen macht. Ein Glück für die Menschen bey uns, daß die Beybringung des Giftes selten, oder gar nicht den Tod verursache.

Unser Vieh im Lande ist auch sehr oft von andern Insekten geplagt, als z. B. von der Brute des Oestrus, einer Fliege, welche ihre Eyer durch den Stich in die Fetthaut bringt, und einen Wurm bildet: wenn man ein solches Geschwür, oder Geschwulst gewahr wird, so nimmt man ein There, und Terpentin zusammen gemischt, und schmiert damit den gestochenen Theil, so geht die Heilung bald zu Ende, und der Wurm zugrunde. Obgleich solche Fliegen das Vieh umbringen können, so rechne ich es doch nicht unter die giftigen. Auch die Blindfliegen *Tobanus bovinus*, *hippobosca bovina* L. sind dem Viehe ebenfalls nachtheilig, jedoch ohne es zu tödten. Die Blutigel sind doch vielmehr schädlicher, wenn sie mit dem Wasser in Leib kommen, allein auch diese üble Gäste kann man bald aus dem Wege raumen, wenn man es errathen kann, daß sie damit behaftet sind; mit Eingebung einer Salzlauge.

Nun bleibt noch das stärkste Gift des Thierreichs zu erwähnen übrig, das in unserm Lande vorkommt; nämlich, das Gift toller Hunde und Katzen. Was ein Hund sey, ist nicht nothwendig zu bestimmen, indem dieses gesellschaftliche Thier einem jeden genug bekannt ist, ich will also nur in kurzen die Kennzeichen ihrer Tollheit erwähnen.

Hund, und Katzen, wenn sie wüthend sind, gehen traurig herum, lassen den Schweif und Kopf hangen, haben starre, und feurige Augen, beißen ein, was ihnen unterkömmt, scheuchen
zuletzt



zuletz das Wasser sehr, und der Geifer, oder Schleim läuft ihnen beym Maul heraus. Wenn ein Kind davon gebissen wird, so weiß man dieß bald aus der Gegenwart des tollen Thieres, welches sich im Hause, oder in der Gegend befindet. Der gebissene Theil schwillt zu Anfange wenig auf, aber bald darauf wird die Geschwullst etwas merklicher; das Thier wird unruhig, und schafft man nicht bald Rath, so steht man in der Gefahr es zu verlieren. Das beste Mittel ist allogleich den verletzten Theil mit einem glüenden Eisen zu brennen, dann macht man einen Uberschlag, der aus folgenden bestehen muß.

Man nehme ein Pfund Sauerteig, und mache ihn mit warmen Wasser weich, darunter mische man 3 mittelmäßig gepratene Zwifeln, und ein halb Loth spanische Fliegen zu Pulver gestossen, diesen Umschlag muß man öfters erneuern, und so lange Gebrauch davon machen, bis sich eine starke Ecyterung eingestellt hat, und der Schorf ganz abgefallen ist, dann kann man die nämliche Salbe, die ich beym Scorpionstiech erwähnt habe, bis zur vollkommenen Heilung brauchen. Innerlich ist nichts nothwendig, als ein sehr mäßiges Futter, und genugsam zu trinken. Das Ragen ebenfalls dem Wüthen ausgesetzt sind, ist eine bekannte Sache; jedoch geschieht dieß selten. Vor einigen Jahren war eine in dem Dorf unter Loitsch, Logatz, sehr rasend, und hat mehr als ein Stück Hornvieh beschädiget, jedoch mit zeitlicher Hülfe hat man es erhalten. Man hat noch kein Beispiel bey uns gehabt, daß das Hornvieh auch von dem Bieße rasender

sender Hunde, oder Katzen wüthend würde, oder die Wasser-
scheue bekomme, als wie der Mensch.

Bevor ich zum Steinreiche übergehe, will ich noch der
fremden Heuschrecken Erwähnung thun, welche oft ganze Län-
der verheeren, und unter dem Hornviehe die Pest verursachen.
Unser berühmter Landsmann Marcus Serbez, bestellter Arzt in
Krain, der zu Anfang unsers Jahrhunderts lebte, und als ein
berühmter, und gut denkender Arzt, und Schriftsteller bekannt
war; dessen Schriften ein Sydenham hoch genug schätzte, um sie
seinem unsterblichen Werke einzuverleiben, sagt in seinem Jahr-
gange, welcher unter dem Titel Chronologia Medica, heraus-
gekommen sind. Daß die Heuschrecken aus dem benachbarten
Jlyrien die Seuche unter dem Hornviehe hervorgebracht haben, da
in Ungarn 1700. zu Ende des Sommers eine Menge Heuschre-
cken sich da eingefunden haben, und allda krepirt, welche dann
das ganze Futter auf dem Felde vergift hatten, solcher Gestalten,
das die Obrigkeit in Krain alle Einfuhr von Schweinen aus dor-
tigen Ländern verbothe, welche in den dortigen Gegenden ge-
mästet waren. Es ist nicht zu zweifeln, daß das Gift der In-
sekten sehr viel zu den Seüchen beytrage; Allein von den
Heuschrecken habe ich noch bis die Stunde keine Erfahrung ma-
chen können, indem es sich noch nicht durch die 11 Jahre, als
ich in unserer Gegend wohne, eräuget hat, daß solche mit dieser
Plage heimgesucht worden wäre: sollte uns aber doch einmal
ein solches Unglück treffen, und mir die Hülfsleistung nicht einge-



schrenket werde, die ich dem armen Landmanne unentgeltlich allzeit anbiethe, wie sich dieses, und voriges Jahr bey einem endemischen Umfalle in unserer Gegend in der That gezeiget hat, so sollte mein erstes seyn, die abführenden Pflanzen mit Zinober versetzt zu gebrauchen.

Nun zum Mineralreiche. Meistens ist hier das Wasser in Betrachtung zu ziehen, welches sehr oft durch seine beygemischten, fremden, und schädlichen, wie auch zu Zeiten giftigen Theilen, dem Hornviehe oft sehr nachtheilig an der Gesundheit ist. Unter den schädlichen Wässern sind folgende.

M i n e r a l r e i c h e.



Erstens ist das Pfützenwasser worinn Gras wächst, welches im Frühjahre mit einer Dorsthonerde überzogen ist, und von dem Hornviehe aus Hunger gefressen wird, und das Wasser zum Trank dienen muß. Die Erfahrung hat mir mehr als einmal gezeiget, daß durch den Genuß solcher schlechten Wasser groß, und kleines Hornvieh durch das innerliche Einschlucken der kleinen Leberigel *Fasciola hepatica*, Linné; meistens krank werden, und absterben, nachdem mehr, oder weniger solcher Wasserthiere in die Leber kommen. In der Abhandlung von Schaafkrankheiten werde ich der abendtheuerlichen Gedanken erwähnen, die man hier zu Lande hegt,

hegt, in Betreff der Entstehung dieser Leberwürme. Es scheint mir auch ganz wahrscheinlich zu seyn, daß eine gewisse sehr geschwinde, und tödtliche Krankheit, welche sich öfters an unsern Morastgegenden beynahе alle Jahre in den angränzenden Dörfern einstellt, bloß von dem Genusse des schlechten Pfützenwassers, welches häufig von allerley Gewürme, Käfern und von Insekten angefüllt ist, und dem Hornviehe zum Trank dienen muß, herkomme. Sobald man dieser Krankheiten beym Viehe gewahr wird, so ist es schon beynahе zu spät Mittel darwieder anzuwenden, indem es einige Stunde darauf stirbt. Die Krankheit ist eine wahre Pest, und wird in unserer Sprache Madley genannt. Die Menschen können sie ebenfals vom Viehe erben, und plötzlich daran sterben. Die erste Krankheit, die ich wieder vom Hornviehe behandeln werde, soll diese seyn.

Diese üble und ungesunde Wässer sind häufig auf unsern Moraste bey der Hauptstadt anzutreffen. Der Bauer aus unreiner Wirtschaft, und Noth, wie oben erwähnt worden, ist gezwungen, sobald das Wasser aufgedaut ist, sein Vieh zur Weide zu treiben. Da nun viele Quellen hin und wieder das ganze Jahr eine gleiche Wärme behalten, so hat das Gras seinen beständigen Wuchs, und das Vieh geht diesem Wasser mehr aus Hunger, als Durste nach. Es ist nun leicht zu erachten, daß solche Wässer sehr schädlich seyn müssen, und um so viel mehr, wenn das oft darinn gefaulte Gras gefressen wird. Ein Vieh, welches eine lange Zeit ein solches unreines Wasser genußt, be-



kömmt einen Durchlauf, und Abzehren. Der Landmann, der sich nicht einbildet, daß die Krankheit von daher kömmt, läßt öfters sein Vieh ohne alle Hülfe umstehen: keine Ortschaften sind mehr diesem Unheil unterworfen, als jene, die an dem Moraste, und an der Strasse bis Oberlaybach liegen, Wenn man gleich von Anfang der Krankheit dazu thut, so kann man noch oft sein Vieh retten, läßt man es aber später anstehn, so ist es ganz gewiß verlohren.

Das erste, was man zu machen hat, ist dem Viehe, welches krank ist, einen abführenden Einguß bezzubringen, welchen man auf folgende Art bereiten kann. Man nehme eine halbe Hand voll von Wurzeln der schwarzen Nießwurzel Tolash, koche sie in einem Topfe mit einer halben Maaß Wasser; nach Abkochen muß man es durchseigen, und man thue 4 Loth Bittersalz dazu, und gebe es dem Viehe durch ein Horn auf einmal ein. Dieses abführende Mittel muß man einigemal wiederholen, dann muß man das kranke Thier im Stalle erhalten, es mit leichten Futter ernähren, und nichts als reines, und lauterer Wasser zu trinken geben. Das wirksamste Mittel, was ich in diesem Falle fand, war unter das Futter eine gute Portion Seifenkraut Saponaria, L. zu mischen, dann täglich eine Hand voll Blätter des Tollkrautes Atropa Beladona, oder von der scopolischen Pflanze des Jacquin mit ein, oder zwey Loth rohes Spiesglas zu feinen Pulver gestossen, eingeben. Wie ich auf ein solches Mittel gerathen bin, haben mich die Deffnungen des an dieser

Krank-

Krankheit gestorbenen Viehes verleitet, indem ich grosse Verhärtungen in dem Gekröse fand, welche natürlicher Weise verhinderten, daß kein Nahrungsfaft durch die Milchgefäße dringen konnte.

Zweytens diejenigen Wässer, welche über sehr auflösbahre Steiner laufen, als der Tuffstein, oder Topfstein *Tofus seu concretum elemanti aquei*, Linné Syl. nat. 3ter Theil, ist ebenfalls dem Viehe schädlich, wenn sich dessen sehr viel einfindet. Es ist zwar kein Wasser, wenn es auch noch so klar scheint, daß nicht mit ein wenig damit versehen wir. Hat man nun ein solches Wasser in seiner Gegend, das mit diesen Stein angefüllt ist, so muß man es meiden, und das Vieh anderwärts hintreiben. Ich habe bemerkt, wo dergleichen Wässer zum täglichen Trank des Hornviehs dienen müssen, daß das Vieh allzeit schwach, und kraftlos war. Wenn man aber kein anders haben kann, so ist leicht solches zu verbessern, wo Holz genug ist; man darf nur dasselbe überkochen, so fällt alle Erde zu Boden. Da das Vieh eben in die oben beschriebene Zufälle fällt, so sind auch die nämlichen Mittel zu gebrauchen, jedoch bin ich nicht Bürge dafür, daß sie allzeit wirksam seyn würden, wenn das Uebel alt ist. Ich habe in diesem Falle noch nie eine Gelegenheit gehabt Versuche zu machen.

Drittens, noch schädlicher sind die Wässer, welche über Metallklüfte laufen, und oft eine beträchtliche Menge mit sich führen,



führen, besonders wenn sie über arsenikalische Erzte laufen, z. B. Blei, ja auch oft Kupfer, und Eisen; ebenfalls wenn sie über Steinkohlen Glez laufen; jedoch lange nicht so, als über erstere. Dergleichen Wasser sind bald kennbahr, denn das Vieh trinkt hier nur aus Noth, und nie so viel, als anderwärts: wenn man aber das Wasser selbst kostet, so wird man seinen wiederwärtigen Geschmack gleich gewahr.

Es ist ebenfalls sehr schädlich fürs Hornvieh, wenn es aus einem Wasser, wo Halben vom Erzte, und dessen ausgebrannten Steine hinein geworfen werden, getränkt wird. Einen klaren Beweis davon hat man an den ausgebrannten Quecksilber-Erzte zu Hydria gehabt, nicht allein, daß es dem Hornviehe schadete, sondern es tödtete sogar die Fische, die sich in dem kleinen Fluß Iderza befanden, daß man bemüßiget war, künftig hin die Halben der ausgebrannten Steine aufs fruchtbare Land zu werfen, von welchen man dorten doch wenig hat. Das Wasser, was von Wasch- und Puchhäusern kömmt, ist ebenfalls sehr nachtheilig. Alle diese unreine und metallische Wasser, machen dem Viehe abzehrende Krankheiten, und Verderbung der Lunge. Nicht minder ist in Betrachtung zu ziehen, daß diejenige Futterkräuter, welche nahe bey Röst-Brenn- und Schmelzhütten stehen, ebenfalls gar oft durch den Arsenik vergiftet werden können; denn er ist sehr flüchtig, flieht mit dem Rauche sehr leicht davon, und läßt sich auf dem Boden nieder. Von solchen schädlichen Beyspielen hat man mir zu Dajeva in Hungarn erzählt, wo sich die

Röste

Rösthütten von Herrngrund u. s. f. befinden, jedoch keine Seuche entsteht niemals davon, welches man sich gut zu erinnern weiß: diese Begebenheit hat man schon oft beobachtet, da zur Zeit der Brennung, oder lebendig machen des Quecksilbers zu Hydris solche im Frühjahre geschehen; daß das Hornvieh von dem niedergelassenen Schwefel, und Quecksilber auf die Kräuter, oft tödtlich krank wurde. Es bekam zittern, verlohr die Zähne, und den Appetit, und zehrte ab. Darum ist nachgehends vom allerhöchsten Hofe das ausbrennen des Quecksilbers im Sommer verboten worden, so lange noch das Vieh auf der Weide ist, und geschieht dermaßen dies nur im Monate December, Januar, und Hornung. Drey Monate, wo ohnedem alles in einer so kalten Gegend mit Schnee bedeckt ist, und das Vieh zu Hause bleiben muß.

Um nichts zu übergehen, sollte ich auch des Mehlthaues gedenken, den unser Herr Landsmann Sagar Arzt des Tglauer Kreises bloß von Arsenik entstehn läßt. Ihm gab Sauvages Nosologie Anlaß dazu, dieß zu glauben, er führt in seinem Büchlein von Mehltau (c) Seite 24 eine ganze Stelle daraus an, um es uns guten Layen glauben zu machen. Aber wir wollen dem Herrn Landsmanne ins Ohr sagen; daß die ganze Bergwerkskunde noch nicht der Franzosen Sache sey, und der ganze

Aus-

(c) J. B. M. Sagar 2c. Abhandlung von dem Mehltau als der größten Ursache der Hornviehseuche, und derselben Kurart dem Landwirthen ein sehr nütliches Werk (zu wünschen wärs) Wien, 1775. 8vo.



Auszug nichts, als grobe Unwissenheit verräth, und alle 16 Versuche, die mit dem Mehlthau angestellt worden, gar nicht hinlänglich sind dieß zu beweisen, um so viel mehr sind die Versuche sehr unchemisch, und unsicher gemacht. Wenn das Hornvieh bey uns zu Lande das Horn der Klauen verliert, so schreiben wir dieses einer ganz andern Ursache zu. — Wahrhaftig, der Herr Verfasser hätte mich nicht in ein geringes Schrecken versetzt, wenn ich nur ein Spur in seinem Büchelchen von Naturkenntniß gefunden hätte; allein da ich die vollkommene Unkenntniß darinn erblicke, so machte bey mir die Sache keinen Eindruck: denn wer sollte nicht erschrecken, wenn Herr Sagar sagt: „die oft wiederholten Erdbeben befördern die arsenikalische Ausdünstungen, und durch vermehrte unterirdische Wärme einige Jahre her mehr als sonst,“ — und dergleichen Unsinn mehr? Nun auf diese Prophetische Aussage würden unsere Fiumaner nicht wenig zu bedauern seyn, da der Herr Landsmann wohl weiß, wie gemein die Erdbeben da sind; und daß es das ganze Jahr gewiß wenigstens um 5 bis 6 Grad wärmer ist, als in dem Iglauerkreise, und dennoch weiß man wenig, oder gar nichts, daß der Mehlthau die Viehseuche, oder auch geringere Krankheit zugefügt haben soll: und wie würde es mit der Gegend des Vesuvius, oder Aetna stehen? wie in Panama und ganz Peru mit dem armen Hornvieh? wo man immer die erschrecklichsten Erdbeben aushalten muß, wo oft der Erdboden sich auf eine ungeheure Art spaltet; wie viel Millionen Pfund Arsenik wurde nicht da heraus kommen! und dem ohngeacht weiß man weniger von
der

der Viehseuche allda, als in Hollande, wo weder Klüfte,
 noch Gänge von Arsenik sich befinden. — Noch eines wollen wir
 wohlmeynend dem Herrn Landsmanne anrathen, sich nicht gar so
 stark, und so oft in einem so kleinen Werke zu widersprechen.
 Zum Beyspiele wollen wir folgende kleine Anekdote anführen;
 Seite 18 heißt es: "ich habe aus Mangel der Sprachkunde das
 „ Lehramt der Vieharzneykunst von dem grossen van Swieten
 „ nicht annehmen können „ und Seite 55 wird gesagt: " Ein
 „ Professor bloß von dieser noch dunklen Wissenschaft (ohne
 „ Zweifel auf unsere Länder war das gemünzt, dann für Frankreich
 „ u. s. f. hat dieses nicht gelten können) als die Vieharzney Lehre
 „ ist, wird wenig Früchte bringen, den ein Professor wird zwar
 „ etwas aus der Theorie vorlesen, was hernach in der Praktik
 „ nicht thunlich seyn wird. Dieses war auch meine Ursache,
 „ warum ich die mir angetragene Stelle eines Lehrers der Vieh-
 „ arzneykunst nicht angenommen habe. „ Indessen danken wir
 doch dem Herrn Landsmanne für seine zukünftige Beobachtungen,
 die er uns versprochen hat; gewinnen werden wir allemal dabey,
 da wir in der Hoffnung stehen, daß von Tag zu Tag auch in
 unsern Ländern durch fleißige Beobachter, und uninteressirte Pa-
 trioten, wie Herr Sagar ist, mehr Licht verbreitet werden
 wird.



Beantwortungsschrift

welcher

den 4ten Junius 1776. der Preys von 36 Dukaten
in Gold, zuerkannt worden.

Von

Johann Beckmann,

ordentlicher Professor der Oekonomie, Mitgliede der göttingischen
königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, der kaiserlichen Akademie
der Naturforscher, der hiesigen kaiserl. königl. Oekonomisch-,
der königlichen norwegischen, und vielen andern.

über die von der hiesigen Gesellschaft gegebene Preisfrage:

Welche sind die besten Nebenarbeiten für die Landleute?

Nudus ara, fere nudus, hiems ignava colono.

Beantwortung der Fragen

1770

den den 17ten Junius 1770. der Stadt von der
in Gold, zuerkannt worden.

von

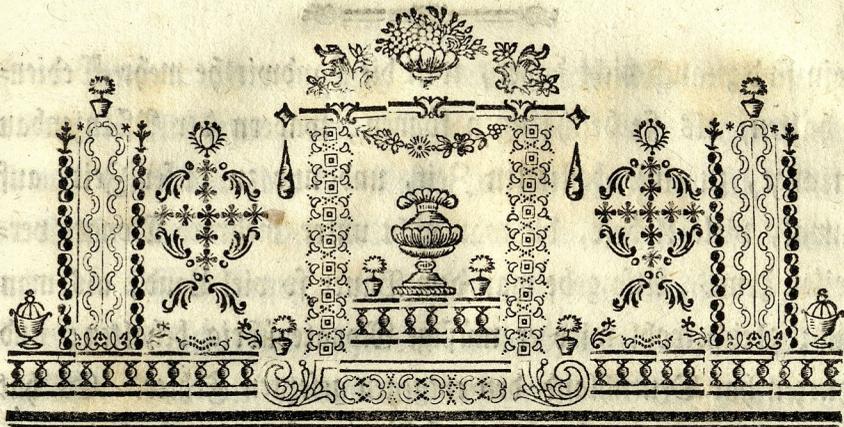
Joseph von

Abt des Klosters der Erlösung, Abt des Klosters der Erlösung,
Abt des Klosters der Erlösung, der Erlösung, der Erlösung,
der Erlösung, der Erlösung, der Erlösung, der Erlösung,
der Erlösung, der Erlösung, der Erlösung, der Erlösung.

Abt des Klosters der Erlösung, Abt des Klosters der Erlösung,

Abt des Klosters der Erlösung, Abt des Klosters der Erlösung,

Abt des Klosters der Erlösung, Abt des Klosters der Erlösung,



Daß die Landwirth, Landleute, oder Bauern, auch außer
 denen Arbeiten, welche ihr eigenthümliches Gewerbe, die
 Gewinnung der Naturalien, verlangt, noch andere, ihnen und
 dem Staate vortheilhafte Nebenarbeiten vornehmen können, das
 ist eine Wahrheit, welche die hochlöbliche ökonomische Gesellschaft
 in Krain, bey der Aufgabe dieser Frage, als erwiesen voraus
 gesetzt hat. Gleichwohl ist sie von einigen in Zweifel gezogen
 worden, aber schwerlich von solchen, welche die Landwirthschaft
 genau kennen. Man gehe alle Arbeiten durch, welche bey dem
 Pflanzenbau (ein Wort, worunter ich Getreidebau, Garten-
 bau, und den Bau der Futterkräuter verstehe) vorkommen, so
 wird man finden, daß sie eigentlich sich nur über 8 oder 7 Mo-
 nate des Jahrs verbreiten, und 4 bis 5 Monate ohne Arbeit
 übrig lassen. Dieses rührt nicht daher, weil eine Bauerfamilie
 zu wenig Land hat, und also die landwirthschaftlichen Höfe zu

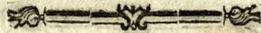


Klein sind; auch nicht daher, weil die Landwirthe mehr Bediente halten, als sie beschäftigen können; sondern der Pflanzenbau verlangt, zu einer bestimmten Zeit, und nur zu dieser Zeit, auf einmal, viele Arbeit, die man nicht unter mehrere Monate vertheilen kann. Also gebe man dem Bauer so viel Land, als man will; gleich wohl wird er müßige Monate übrig behalten; und ohnehin hat Deutschland den entgegen gesetzten Fehler. Es hat zu große landwirthschaftliche Höfe, auf deren Verkleinerung man da, wo man eine wahre Polizey der Landwirthschaft hat, bereits bedacht ist. Diese Verkleinerung wird heilsame Folgen haben, aber sie wird dem Bauer, die müßige Zeit des Jahrs, weder sonderlich verlängern, noch verkürzen.

In dieser Zeit verzähret der Arme das wenige, was er den Sommer über errungen hat, sehr bald, und leidet hernach Noth, die ihn, auf mehr als eine Art, für die nächstfolgende arbeitsvolle Zeit entkräftet. In eben dieser Zeit verzähret auch der Reiche das erworbene oft gänzlich; er zähret, wie seine Bienen, schneller im Winter, als im Sommer, und ist oft, eben so wie diese, am Ende desselben, auch am Ende seines Vermögens. — Menschenfreunde, unter denen viele fürs gemeine Beste seufzen, ohne sich die Mühe genommen zu haben, Kenntnisse zu lernen, die man haben muß, um das gemeine Beste zu kennen, solche Menschenfreunde haben zum Theil, die müßige Zeit des Landmanns, als die Zeit der Erholung geschildert, die der Herr gemacht, der den siebenden Tag zu feyern befahl, und

quod

quod caret alterna requie, durable non est, so haben sie wider die Abkürzung dieser Zeit geredet, nicht anders, als ob man den Bauer bey der Arbeit zu Tode jagen wollte. Aber die Ruhe muß mit der Arbeit, nach den Gesezen der Natur und der Offenbahrung, oder, welches einerley ist, nach den Gesezen des Schöpfers, schneller als halbjährig abwechseln. Nur ein Thor könnte die Summe der ersten in die eine Hälfte des Jahrs, und die Summe der letztern in die andere Hälfte verschieben wollen. Gegenden, wo der Bauer Nebenarbeiten wirklich hat, und nie Wochen, vielweniger Monate, ruhet, und doch lebt, und besser lebt, als in Gegenden, wo er sich, am Körper und Vermögen, durch eine lange Dauer arbeitloser Zeit, entkräftet, solche Gegenden hat Deutschland, und sie sind schon so oft zu Beyspielen angeführet worden, daß ich sie nicht wenigstens hier noch nicht, anführen mag. Auch hört man, wenigstens in Ländern, wo keine Leibeigenschaft alle Industrie zurück hält, nicht selten den Wunsch des Landmannes, daß er gern im Winter, statt zu verzähren, auch erwerben mögte; und nicht selten sieht man fluge Bauern im Winter, auf den benachbarten großen Höfen, die gemeiniglich nicht ganz ohne Nebenarbeiten zu seyn pflegen, Verdienst suchen. In Schweden habe ich den Dalferl, im Winter, nach Stockholm herunter laufen sehen, um da etwas zu verdienen; er eilte wieder nach Hause, wenn ihm die Landwirthschaft wieder Arbeit darboth. In Holland habe ich einen großen Theil der Bauern aus dem Stifte Osnabrück, ausser ihrem Vaterlande, arbeiten sehen, wenn sie mit ihrer Land-



Landwirthschaft fertig waren. Ich meyne die so genannten Grasmäher. Sie haben eine Nebenarbeit gesucht, auch gefunden, wie wohl nicht die vortheilhafteste. Also der Landmann kann, will und sollte Nebenarbeiten haben, nur fragt sich, welche schicken sich für ihn, welche kann er, zu seinem und des Staats Vorthelle, wählen, und weil er in einigen Ländern keine sucht, oder keine, oder nicht die besten, findet, welche soll man ihm anweisen? So verstehe ich die Preisfrage, und ich hoffe nicht darin zu irren. Ich habe jährlich eine Veranlassung über diesen Gegenstand nachzudenken, Beobachtungen, die dahin gehören zu sammeln und zu vergleichen, und eben dieses macht mich so dreist, folgende Betrachtungen der hochlöblichen ökonomischen Gesellschaft zur Beurtheilung zu übersenden. Ich vermuthe nicht, daß ihre Absicht sey, ein Verzeichniß einzelner Geschäfte, die hier oder da Landwirthen zu Nebenarbeiten dienen, oder dienen könnten, zu erhalten; sondern vielmehr meyne ich, daß es darauf ankomme, allgemeine und besondere Regeln auszumachen, wornach man für einzelne Fälle die Auswahl bestimmen könne.



I. Das Nebengewerb der Landleute darf nicht die Landwirthschaft stöhren.

Letztere ist und bleibt auf immer das vornehmste Gewerb der meisten Staaten, und wird es noch immer mehr werden (*). Eine Ehre, ein Glück für unser Jahrhundert, daß man endlich dieses ohne weitem Beweis, ohne Widerspruch, behaupten kann. Ganz Deutschland, ganz Europa würde den verlachen, der Mittel lehren wollte, alle Bauern zu Bürgern, oder welches einerley ist, alle Gewinner zu Verarbeitern und Kaufleuten zu machen. Auch für den Bauer selbst ist und bleibt sie das Hauptgeschäft, dem alle andere Arten des Verdienstes nachstehen müssen. Ich vergleiche hier nicht den Zustand eines Landwirths mit dem Zustande eines Bauern, der in den Bürgerstand übergegangen ist;

(*) Der insularische Grundsatz, daß jedes Land sich, so viel als möglich, alle Bedürfnisse selbst verschaffen, so wenig als möglich von Fremden kaufen müsse, wird, ohne Untersuchung, ob er dereinst, wenn er allgemein befolgt seyn wird, das menschliche Geschlecht glücklicher, oder nichts glücklicher, oder gar unglücklicher machen wird, immer allgemeiner. Nachdem sich einige Länder, durch Hülfe der Handwerke, Fabriken, Manufacturen, und der Handlung, mit ausländischen Gelde bereichert hatten, so entstand der eben so natürliche, als grenzenlose Eifer der Nachahmung, der endlich einmal der Reichthum der Länder auf die Menge und Güte der einheimischen Produkte, wieder zurück bringen wird.



ist; ich will nicht den Gewinn der Landwirthschaft mit dem Gewinn der Stadtwirthschaft (die in Verarbeitung und Verhandlung der Naturalien besteht) vergleichen; sondern ich rede von dem, der nicht von Renten, nicht von Bedienungen, sondern von der Landwirthschaft lebt, und fernerhin selbige treiben will. Dieser greift nach einem Schatten, wenn er ein anderes Gewerbe ergreift, welches er neben jener treiben will, und als dann dadurch jene zurück setzt, das ist, wenn er der Landwirthschaft einen Theil seiner Zeit, Sorgfalt und Anstrengung, die sie fordert, und die er ihr bisher zugestanden hat, entzieht, und sie dem Nebengewerbe giebt, in der Hoffnung, durch diese Theilung seines Fleißes, mehr zu gewinnen. Einfältige mögen noch so verächtlich von den Beschäftigungen des Landmannes denken, so ist es doch wahr, daß sie so mannigfaltig sind, daß sie eine so strenge Ordnung, so unablässige Aufsicht, und so viele Sorgfalt verlangen, daß man sie ganz füglich mit einer Manufaktur oder Fabrike vergleichen kann. Wer wird denn zwei ganz verschiedene Manufakturen von gleicher Ausdehnung selbst gleich gut treiben können! Wie wird es dem Ackerbau gehn, wenn der Bauer alsdann, wann der botanische Kalender oder der Naturkalender zu säen befiehet, in der Werkstelle als Handwerker, arbeitet!

Dieser erste Satz ist fruchtbar an Wahrheiten und Regeln.

I. Man muß dem Bauer kein Nebengewerb zuweisen, welches ihn ganz von der Landwirthschaft abziehen, oder ihn be-
wegen

wegen könnte, diese gegen jenes gänzlich aufzugeben, und sich jenem allein zu widmen. Dieser Erfolg könnte eintreten, wann das Nebengewerb viel bequemer und zugleich einträglicher wäre, oder auch nur einträglicher zu seyn schiene. Ueber die Bequemlichkeit und Annehmlichkeit eines Gewerbes, läßt sich zwar so wenig urtheilen, als über den Geschmack einer Speise. Ich fragte einen Bergmann, der in der Grube beym Bohren ächzte, ob er nicht lieber den Pflug, als den Bohrer treiben würde, und er antwortete mir Nein! Aber die Erfahrung lehret doch, daß die Stadtwirthschaft, Handwerke, Fabriken und Manufakturen wohl der Landwirthschaft Leute entziehen, daß aber der entgegen gesetzte Fall nicht vorkömt. Die Klage der Handwerker, wir können keine Gesellen erhalten, weil jeder den Bauren dienen will, ist, so viel ich weiß, unerhört. Merken würde es der Landmann zum theil, daß er bequemer weben, als pflügen und mähen könnte, doch würde ihn die bloße Bequemlichkeit wohl nicht weit auf Abwege führen. Aber wenn das bequemere Nebengewerb auch zugleich das einträglichere und sichere wäre, dann würde er wohl klug genug seyn, letzteres dem ersten vorzuziehen, oder wenn es auch nur einträglicher zu seyn schiene, dann würde er vielleicht einfältig genug seyn, eben diese Wahl zu treffen. Dieser Anschein könnte z. B. erfolgen, wenn der Bauer gleich seine Waaren zu Gelde machen könnte. Bares Geld hat einen Schein, der den blendet, der ihn nicht gewohnt ist, und der also den Bauer fast immer blendet. Man zeige dem Bauer, der selten handelt, was man ihm bietet, in vorgezähltem Gelde, und



er wird sich zuweilen zum wohlfeilern Verkaufe verführen lassen. Dieses ist der Grund vieler Handlungen und Unternehmungen des einfältigern Landmannes. Da bindet er heute Abend Wesen, und läuft damit Morgen meilen weit in die Stadt, verzährt das gelösete, kömt mit dem leeren Beutel, mit dem er ausging, ermüdet, und mit Verlust der Zeit und Arbeit, zurück. Oder er nimt, mit gleichem Erfolge, ein Huhn, und trägt es durch die Stadt feil. Oder er ladet ein Fuder Holz auf, und löset dafür so viel, als er für die Fuhr, ohne Holz, wenn sie bestellet wäre, würde verlangt haben. Die baren Gülden der Holländer rufen die Afnabrückischen Bauren, und ihre Einnahme ist vielen so reizend, daß sie den Ausländern, mühsam den besten Theil ihres Lebens, mit Verlassung ihrer eigenen Landwirthschaft, dienen, und nicht eher, als abgenutzt, nach Hause zurück kehren, wo sie, zur Landwirthschaft verdorben, in beschleunigten Alter, darben. Man macht um die schwedische Bergstadt Fahlun Gebäckwerk, Kuchen und dergleichen, die sehr wohlschmeckend sind, und Liebhaber durchs ganze Reich finden. Die jenigen Bauern verfielen darauf, in müßigen Tagen, mit diesen Kuchen durchs Land zu streifen. Sie löseten Geld so bequem und so reichlich, daß sie sich zuletzt der Landwirthschaft entzogen, sich der Arbeit entwöhnten, bis endlich die Obrigkeit diesen Handel den Bauerkerln untersagte, und nur den Bauerweibern erlaubte. Zu diesen Blendwerken rechne ich auch mit Ueberzeugung die Frachtfuhren. Ich kenne die Nothwendigkeit, die Wichtigkeit dieses Gewerbes; ich weiß, daß ganze Dörfer davon mit ihren Frauen und Kindern leben;

ben; gleichwohl sollte es nur in solchen Gegenden ein allgemeines Nahrungsgeschäfte der Bauern werden, wo die Natur keinen starken Ackerbau erlaubt, in andern aber sollten die Fuhrn, nicht ohne Unterschied und Untersuchung, einem jeden, der Ackerbau treiben könnte, verstattet werden. Folgendes Beyspiel wird meine Meinung erklären und bestätigen. Die Landleute, welche am unfruchtbarem Deister (einem Gebürge im Churfürstenthum Hannover, wo ein dürrer, steinigter Boden ist) wohnen, nähren sich von Frachtfuhren, und ohne dieses Verdienst, müste diese Gegend eine weit geringere Volksmenge haben. Am fruchtbaren Ufer der Elbe aber liegt ein Dorf, im Herzogthume Lauenburg, das wohlhabende Landwirthe hatte, die aber nun, da sie nach und nach aus Frachtfuhren ein Gewerbe gemacht haben, meistens verarmt, entkräftet, ausgearbeitet und ungesund geworden sind. Eben diese Wirkungen dieses Gewerbes habe ich auf meinen Reisen, in mehreren Ländern, zu machen Gelegenheit gehabt. — Also das Nebengewerb sey nicht zu bequem, und nicht ergiebiger, als das Hauptgewerb oder die Landwirthschaft.

2. Das Nebengewerb muß von solcher Art seyn, daß es ohne Nachtheil ausgesetzt, oder zurück gelegt werden könne, so bald das Hauptgewerb den Landmann ruft; es muß ohne Weitläufigkeit wieder vorgenommen werden können, so bald das Hauptgewerb Zeit übrig läßt, und da der Winter die meiste Muße hat, so muß jenes auch so gut bey Tage, als Abends bey Licht, oder der Dehlampe, getrieben werden können. Vor-



züglich finden sich diese Eigenschaften beym Weben und Spinnen. Dagegen würde sich keine Arbeit hieher schicken, die Vorrichtungen verlangte, denen die weitere lange Bearbeitung sogleich, zur bestimmten Zeit, nothwendig und unausgesetzt folgen müßte. Eben so wenig würde man Handwerke vorschlagen dürfen, welche auf Gedinge arbeiten sollten. Ich meyne, der eine Bauer darf nicht ein Schmied, nicht der andere ein Schuster, nicht der dritte ein Schneider seyn u. s. w. Würde beym Schuster ein paar Schuh bestellet, von dem, der sie nothwendig braucht, zu einer Zeit, da der Schuster säen mußte, so sieht man leicht, was für schädliche Unordnung, entweder in der Haushaltung des Bestellers, oder des Schusters, dadurch entstehen würde. Die Unmöglichkeit einer solchen Einrichtung fließet ohnehin aus mehreren Gründen, hier aber leite ich sie aus meinem ersten Satze.

3. Das Nebengewerb muß leicht, ohne daß der künftige Bauer einige Jahre in der Lehre verschleudern darf, zu erlernen seyn. Gründe und Erfahrungen bestätigen, daß der, welcher eine gründliche und vollständige Theorie der Landwirthschaft erlernt hat, in kurzer Zeit sich dasjenige erwirbt, was man Routine nennt. Aber einer solchen Theorie, einer solchen wissenschaftlichen Vorbereitung, ist der künftige Bauer nicht fähig, und Jahre muß er alle Kleinigkeiten durch Uebung erlernen, und diese, die er durch keine Nebenkentnißen ergänzen kann, verlangt seine ganze Jugend. Inzwischen wird er immer einige Zeit,

nur

nur nicht ganze ununterbrochene Jahre, auf Erlernung einiger Nebensachen, verwenden können.

II. Die Nebengewerbe der Landleute dürfen nicht die Stadtwirthschaft, oder die Gewerbe der Einwohner in den Städten, stöhren.

Man mag über die Gränzen der Land- und Stadtwirthschaft, und über die Wirkungen der Zünfte, oder Innungen urtheilen, wie man will, so wird man doch, wenn man nicht Vorschläge für eine andere Welt machen will, zugestehen müssen, daß die Dörfer, keine den Städten zugewiesene Nahrungsgewerbe, von denen diese ihre grössere Abgaben entrichten müssen, rauben oder schmälern dürfen. Die jezige Verfassung unserer Staaten, die man doch wohl nicht geschwind umstürzen will, macht, daß der Bürger, er sey nun Handwerker, oder Kaufmann, nothwendig den Absatz seiner Waaren, zum theil, und in einigen Gegenden größten theils, von den Bewohnern der Flecken und Dörfer erwarten muß. Unmöglich wäre es gar nicht, es dahin zu bringen, daß diese der Städte entbehren könnten, aber wer davon die traurigen Folgen sehen will, der reise durch Schweden, Finland und Rußland, wo die Seltenheit der Städte ein Bollwerk wieder die Aufnahme aller Gewerbe ist, das der vereinte Eifer der Nation nicht einzureißen vermag. Hieraus folgt denn, daß man den Bauern keine Nebengewerbe zugestehen dürfe, welche



Die städtische Zünfte oder Innungen unterhalten sollen. Inzwischen giebt es einige Einschränkungen.

1. Man stöhre den Bauer nicht, wenn er sich, so viel als möglich, alle Bedürfnisse, die zur Führung der Landwirthschaft nöthig sind, selbst macht. Es ist gut, wenn er sich Pflug, Egge und andere Geräthschaften selbst verfertigt; es ist gut wenn er sein eigener Schneider ist, und bleibt; es ist gut wenn er sein eigener Schuster ist, ich meyne, wenn er sich hölzerne Schuhe, die man in Niedersachsen Zolschen nennet, schneidet. Je weniger seine Bedürfnisse kosten, desto wohlfeiler sind seine Producte; eine Wahrheit, die der wohl einsah, der unmenschlich genug war, den Sclavenhandel einzuführen. — Aber ist es nicht ein Widerspruch, wenn man will, daß der Bauer vom Bürger kaufen, und doch so viel möglich, seine Bedürfnisse selbst machen soll? — Mir deucht dieser Widerspruch sage eigentlich nur so viel, daß keines von beyden ganz allein geschehen müsse, und ich würde die Verhältnisse so zu bestimmen suchen: Gegenstände des Luxus hole der Bauer, wenn er sie haben will und soll, aus der Stadt; Gegenstände der Nothwendigkeit bereite er sich selbst; er wird aber immer weniger sich bereiten zu können glauben, jemehr sich der Luxus aus den Städten ins Land verbreitet. Betrachtungen, die sich hier darbieten, gehören nicht zu meinem Zweck.

2. Es ist noch ein Fall, wo man den Bauern zunftmäßige Arbeiten zu Nebenarbeiten erlauben kann, nämlich wenn

die

die Einrichtung möglich ist, diese Producte oder Waaren dem einheimischen Verbrauche zu entziehen, und, durch Verhandlung an die Ausländer, zu Gelde zu machen. Der Staat wird alsdann den Vortheil haben, diese Waaren wohlfeiler zu liefern, und sicherer abzusetzen, als wenn sie von vornehmen Bürgern, in theuren Werkstädten gemacht wären. Hieber rechne ich, verschiedene grobe Arbeiten der Tischler, Drechsler, Rademacher, Posementirer, Bandmacher u. d. g.

III. Nur grobe Arbeiten darf man von dem Bauer vermuthen.

Lächerlich wäre es, wenn die Bauermagd in diesem Monate mähen oder dreschen, und im nächsten für eine Kammertuch- oder Batist-Manufactur spinnen sollte. Lächerlich wäre es, — doch die Sache ist für sich klar genug. Inzwischen muß man den Bauern auch nicht zu wenig zutrauen. Es giebt Gegenden, z. B. um Nürnberg, in Schlesien, wo sie so feine Waaren darstellen, daß Ausländer sie bewundern. Freylich bey der ersten Einführung solcher Gewerbe, wird das nicht statt finden, aber es ist eine Eigenschaft der Künste, (ich verstehe unter diesem Namen nicht blos schöne, sondern auch nützliche Künste, auch Handwerke), daß sie sich mit der Zeit verfeinern, sie mögen von Bürgern, Bauern oder Züchtlingen getrieben werden, wenn sie nur mit Industrie getrieben werden, und der Industrie



ist auch der Landmann fähig, denn Melon und Fortbonnois haben sich in der Bestimmung dieses Begriffes geirret.

Nur die Gewinnung, nicht die Verarbeitung der Naturalien, macht die Landwirthschaft aus. Es giebt aber verschiedene Producte, die schon von den Gewinnern die erste oder gröbste Verarbeitung zu erhalten pflegen, z. B. Hanf, Lein, Wolle, auch das Holz zum Schiffbau, zu Tonnen u. s. w. Man überlege, ob nicht so wohl inländische als ausländische Producte vom Landmanne, für die benachbarten städtischen Handwerker und Künstler, aus dem Groben vorgearbeitet werden können. Es giebt Städte, wohin sich Handwerke einer Art in Menge gezogen haben, die ihre Waaren weit und breit absetzen; diese können am leichtesten die benachbarte Bauerschaft in Verdienst setzen, wenn sie ihnen gewisse Verarbeitungen oder Verrichtungen überlassen. So verbreiten die Manufacturen von Manchester, Norwisch, Kendal, Schwechet weit um sich arbeit. So holen die Landleute in Westmornland rohe Seide aus London, und bringen sie gezwirnt dahin zurück.

IV. Die Nebengewerbe müssen auch die Bauerkinder, wenigstens von 8 bis 12 Jahr, beschäftigen können.

Die gesündeste, stärkste Race des menschlichen Geschlechts (man erlaube diesen Ausdruck wenigstens einem Naturalisten oder

Natur-

Naturforscher) ist die, welche sich außer den Städten fortpflanzen. Wer noch davon zweifelt, der messe einmal einen Bauerjungen gegen einen Junker, der von der Französin verzärtelt, bey der Toilette entkräftet, und in der Schule der grossen Welt ausgemergelt worden. Aber noch vorzüglicher würde die erste Art ausfallen, wenn sie nicht in der Jugend, durch den entgegengesetzten Fehler, verdorben würde. Zu früh wird gemeiniglich die Bauerjugend, theils zu den schwersten landwirthschaftlichen, theils zu andern Arbeiten gezwungen, welche dem jungen Körper nicht angemessen sind. Ich kenne zwey Dörfer, das eine in Deutschland, das andere außer Deutschland, die ehemals baumstarke Kerle hatten. Seit zweyen Zeugungen haben sie die Frachtführen zu ihrem herrschenden Gewerbe gemacht, und seit dem verkleinert sich diese Race sichtbarlich, von Zeugung zu Zeugung. Das macht der Brantwein, den der Junge, der mit auf Reisen muß, viel zu früh mit dem Vater trinkt, indem er zu früh mit ihm das unstätte, unordentliche, wüste Gewerbe theilet. Wenn dieses Gewerbe sich fernerhin vererbet, so werden endlich Liliputaner diese Dörfer bewohnen. Ich kenne ein Dorf an einem grossen reißenden Strohme, wo die häufige Ueberfarth der Reisenden Verdienst giebt, und wo das Land der Bauren und ihre Wohnungen, nicht an einem Ufer liegen. Da muß der Bauerjunge, wenn etwa Vater und Knecht auf dem Felde, oder ermüdet auf dem Lager sind, ehe sein Körper ausgewachsen ist, rudern, und in diesem Dorfe haben alle Einwohner männlichen Geschlechts einen Bruch (herniam,) an dem sie alle, zu Hause



(denn der Officier kan sie nicht gebrauchen) frühzeitig absterben. So wichtig ist's, die Arbeit für die Bauerjugend mit Ueberlegung zu bestimmen! Arbeiten kann sie schon, ehe sie zu vollständigen Menschen erwachsen ist; also sey auch das Nebengewerb der Aeltern so beschaffen, daß auch die Kinder dabey helfen und verdienen können, ohne ungesund zu werden. Hier muß man die Verarbeitungen der Wolle von neuem loben. — Aber der landwirthschaftlichen Arbeiten sind zu viel, und der Hände in armen Bauerfamilien zu wenig; Der Bauer will und muß sich Knechte erzeugen, die er nicht zu lohnen braucht; so bald der Junge bärtig ist, wird er Soldat, oder verläßt doch das väterliche Haus. — Mittel giebt es wieder dieses Uebel, aber es ist nicht meine Sache, sie hier vorzuschlagen. Ich sage also nur, wenn es nicht anders seyn kann, als daß der Bauerjung unter der Arbeit verbuttelst werden mus, (ein Wort, was in hiesigen Gegenden von Bäumen gebraucht wird, die in Wachsthum gestört sind), so laße man ihn doch wenigstens, allenfalls als Handlanger, bey den Nebenarbeiten natürlich vegetiren. Vielleicht wird auch mancher Vater seinen Knaben bey der Nebenarbeit lassen, und zu dem kleinen Verdienst desselben noch etwas zulegen können, um einen ganzen Knecht zu halten.



V. Die Nebenarbeiten dürfen nicht viele, große und kostbare Geräthschaften und Werkzeuge verlangen.

Denn erstlich würde der Ankauf zu kostbar werden. Rathsam wäre es auch nicht, dem Landmanne ohne Unterschied alle Geräthschaften zu schenken; wenigstens dürfte wohl das nicht eher allgemein geschehn, als bis der Bauer, bereits durch die Erfahrung, eine Neigung zu dem Nebengewerb erhalten hätte. Widrigenfalls würden vielleicht die meisten alle Geräthschaften eher versetzt, verkauft, verschleudert haben, ehe sie einmal einigen Gebrauch davon gemacht hätten. Zweytens würde ein großer Apparat mehr Raum fordern, als wohl die meisten Wohnungen, zu allen Zeiten, übrig haben möchten, und neue Häuser sind leichter gewünscht, als gebauet.

VI. Kann es seyn, so wähle man Nebenarbeiten, wozu der Landmann selbst die rohen Materialien gewinnen kann.

Kann es seyn, sage ich; das heißt, wenn der erste und zweyte Satz es erlauben; denn diesen ist der fünfte untergeordnet. Der Landmann fragt: habe ich Vorthheil bey eigener Verarbeitung meiner Producte? der Politiker fragt: kann Gewinnen und Verarbeiten, mit Vorthheile, wenigstens ohne Nachtheil des Staats, von einerley Leuten geschehen? Wenn jener

durch Nachdenken Ja, und dieser Nein findet, so muß letzteres entscheidend seyn, wenn wir nicht anders die Bequemlichkeiten des Staats aufgeben wollen.

Es giebt Materialien, die sich grob und fein verarbeiten lassen; und diese beschäftigen im letztern Falle mehr Menschen eine längere Zeit, und werfen mehr Gewinn ab. Kann man die feinere Verarbeitung haben, (dazu müssen sich viele Umstände vereinigen) so leide man nicht, daß der Bauer das Material verhubele. Er soll nicht alle gute Wolle zu groben Strümpfen und Tüchern, nicht alles gute Holz zu schlechten Waaren machen. Er verarbeite nur, was der städtliche Einwohner nicht braucht, und nicht noch besser im Preis setzen kann. Sonst aber wird der Landmann durch die Verarbeitung zur Gewinnung, und durch diese zu jener aufgemuntert werden, weil sein Vortheil sich verdoppelt. Wer nun gar in einer Gegend die Verarbeitung eines Materials, was nebenher gewonnen wird, und nicht roh verkaufbar ist, in Gang bringt, dessen Namenstag, sollen noch die Nachkommen feyren.

VII. Nur solche Nebenarbeiten suche man einzuführen zu deren Producten man gleich sichere Abnehmer weiß.

Tausend Vorschläge, welche die ersten Untersuchungen ausgehalten haben, werden an dieser Bedingung scheitern. Ein kleiner Fürst

Fürst im mittlern Deutschlande las eine Berechnung vom Vortheile des Krapbaues (der Färberröthe, Rubiae,). Bauet Krap! der Bauer bauete ihn. Da lag er nun und verfaulte. — Der Bauer kann kein Waarenlager halten, kann und soll nicht mit noch mehr Waaren herum lauffen. Schlim genug, daß er mit Besen, Hühnern und Eiern läuft! — Es ist doch wahr, die Hamburger mögen sagen, was sie wollen, daß der Kaufmann kein wahrer Freund inländischer Manufacturwaaren ist. Schwefelhölzchen verschriebe er uns gern, wenn wir die Pariser lieber hätten, als die, welche die Industrie unserer Armen macht. Das nehme ich ihm nicht übel, so wenig ich es übel ausgelegt haben will, daß ich vom Verleger ein Honorarium nehme. Aber wegen dieser Denkungsart wird man nicht viel Hülfe zum Absatze der Waaren, von denen wir reden, von Kaufmanne erwarten können. Ich wollte wohl einen Vorschlag wagen, aber ich besorge, daß er nur menschenfreundlich, das ist, gut in der Vorstellung, aber unmöglich in der Ausführung seyn möchte. Die Landstände, oder die Patrioten seyn wollen, sollten in eine Gesellschaft treten, den Bauern die Waaren abkaufen, und denn damit auf Gewinn und Verlust handeln, bis die Kaufleute, wenn sie sehen, daß der Handel auch ohne sie fortdauern würde, endlich sich erböthen, ihn selbst zu führen, um denn doch so viel möglich, davon zu ziehen. So zwang man vor einigen Jahren in Wien die Fleischer zum wohlfeilen Handel.

Welches



Welches sind die schicklichsten Nebengewerbe für Krain?

Hätte die Preisfrage so gelautet, so würde mir der ohnehin dreiste Gedanke, diese Vogen der hochlöblichen Gesellschaft vorzulegen, gleich bey der Entstehung vergangen seyn. Ich würde geglaubt haben, daß kein Ausländer, und kaum ein Inländer, sie beantworten könne. Einem Herzogthum, von solcher Ausdehnung, von solcher Verschiedenheit des Bodens, des Klima, der Produkte, der Gränzen, der Einwohner, die Nebengewerbe bestimmen, das will viel sagen. Dazu wird gewiß die allerge- naueste Kenntniß des Landes verlangt, die sich selbst der eingebohrne, nur mit der größten Mühe und langsam erwerben wird. Ich aber habe noch nicht einmal das Vergnügen gehabt, Krain zu durchreisen. Inzwischen so fragte auch die hochlöbliche Gesellschaft nicht, und wenn sie so hätte fragen wollen, so würde sie wohl den Ausländern, die doch nicht hätten antworten können, gewiß nicht die Frage bekannt gemacht haben.

Man wird nicht einem ganzen Herzogthum ein einziges Gewerb anweisen können, sondern man wird für verschiedene Distrikte verschiedene wählen müssen. Man wird die Lebensart der Landleute, den Grund ihrer Industrie, die Größe und die Beschaffenheit ihres Ackerbaues und ihrer Viehzucht, die Producte, welche die Natur darbiethet, und die Kunst erzwingen kann, die Nachbarschaft grosser Städte, schiffbarer Ströme und des Meeres,

res, die Bedürfnisse der Nachbarn und der entfernten Völker, zu denen man durch die Schifffart kommen kann, genau in Uebersetzung ziehen müssen. Wo Holz und die Möglichkeit der wohlfeillen Ausfuhr vorhanden ist, da kann der Bauer viele hölzerne Waaren für holzlose Länder machen. Wo sich Lein und Hanf vorzüglich bauen lassen, wo starke Schaafzucht ist, da wird man wieder auf ganz andere Vorschläge geleitet. Vertheil man alsdenn verschiedene Gewerbe im Lande, so hat man die Vortheile zu hoffen, daß jedes Gewerb in seiner Gegend herrschend wird, daß einer dem andern in die Hand arbeitet, daß einer dem andern belehrt, und daß, durch die Mannigfaltigkeit der Waaren, und die Menge derselben, an einem bestimmten Orte, ihr Absatz erleichtert wird; Vortheile, welche die Holländer, bey Vertheilung ihrer städtischen Gewerbe vor Augen gehabt, und erreicht haben. Eine gründliche Vorbereitung zur Auswahl und Bestimmung der schicklichsten Nebengewerbe, sind genaue und vollständige Topographien, deren Nutzen jedoch noch weit ausgedehnter ist. Dennoch denkt man nur noch in Schweden an ihre Ausarbeitung, und wir Deutsche legen der Ausbreitung der dazu nöthigen Kenntnissen noch Hindernungen in den Weg.

Da es so unmöglich ist, die Nebengewerbe für einen Staat allgemein zu bestimmen, so will ich statt dessen das Mittel anzeigen, welches mir würksam scheint, ein ausgewähltes Gewerbe irgendwo einzuführen. Das ist, meyne ich, keine Sache für wenige Jahre. Man kann es einer Privatperson nicht verar-



gen, wenn sie es nicht wagen will, einen Wald anzulegen, dessen Nutzung sie nicht erleben kann; aber so darf der unsterbliche Staat nicht denken; nicht der, welcher dafür mit Geld und Ehre, oder mit Ehre allein, bezahlt wird, für den Staat zu sorgen. Also muß sich ein vernünftiger Mann nicht scheuen, langsame Vorschläge zu thun, und mit ihrer Ausführung den Anfang zu machen, wenn keine schnelle möglich sind. Das geht nicht leicht; das geht nicht bald; — Das sind elende Entschuldigungen kurzsichtiger, kleindenkender Männer, die nur Pfannkuchen backen sollten.

Es wird schwer seyn, dem Landmanne die Handgriffe zu einer ihm neuen Arbeit beyzubringen. Ich verzweifle, dieses bey der jetzigen Generation auszurichten; aber bey der nächstfolgenden, die jetzt aufwächst, ist etwas zu hoffen. Man setze einen Mann ins Dorf, der Meister in der Arbeit ist, und lasse diesen zu arbeiten anfangen. Man halte die Bauerkinder an, einige Stunden die Woche, unter seinen Augen zu arbeiten. und bezahle den Kindern ihre Producte, sobald sie erträglich ausfallen. Man leihe ihnen Werkzeuge, verschaffe ihnen Materialien, und verspreche ihnen Geld, für das, was sie zu Hause verfertigen werden, wenn es von dem Meister gebilliget wird. Man leite sie auf den Gedanken, durch dergleichen Arbeiten dereinst etwas nebenher zu verdienen. Dieser ausgeführte Unterricht wird zwar in vielen Häusern gar nicht aufgehn, oder doch bald erstickt werden; aber das meyne ich doch, daß er wenigstens in einigen Wur-

zeln schlagen und Früchte tragen wird, und denn ist schon sehr viel gewonnen. Wenn nur erst einige Beyspiele in jedem Dorfe, vorhanden sind, und man nicht nachläßt für den schnellen Absatz zu sorgen, so werden mit der Zeit mehrere folgen. — Wohl dem Lande, was solche vernünftige und redliche Männer, als Krain hat! Wohl den Staaten, die so gerechte, weise, und güttige Regenten haben! Wohl dir, Deutschland, dem Gott Joseph II. zum Kaiser gab! Gott erhalte Ihn unsern Kindern!

Einige Nebenarbeiten die sich vielleicht für einige Gegenden schicken werden.

Vielерley gröbere Vorarbeitungen und Bearbeitungen des Holzes, die zum Theil Duhamel in seinem Buche: *Del' exploitation des bois*; oder von Fällung der Wälder und gehöriger Anwendung des gefällten Holzes. Nürnberg 1766., 1767. beschrieben hat.

Dahin gehören: das Reißen oder Spalten des Holzes, Stebränder zu machen; hölzerne Teller, Stühle, Backtrüge, Schachtel und solche zu bemahlen, Schaufeln, Harken oder Rechen, Dachspindeln, Spinnräder, kleine Schiebläden, Holschen oder hölzerne Schuhe, hölzerne Absätze zu Schuhen, hölzerne Eimer. u. s. w.



Allerley Korbarbeiten, Körbe, Wiegen, Stühle, Wagenkörbe, Stühle von Stroharbeit, Strohteller, stroherne Matrasen, stroherne Fußdecken; allerley geflochtene Arbeit von Bost.

Verarbeitung des Horns zu allerley Kämmen, Dosen. Verarbeitungen der Knochen, dergleichen die Züchtlinge in einigen Zucht- und Werkhäusern, bald und gut machen lernen.

Das Stricken allerley Netze. Große Fischernetze sind in Holland, Frankreich, England, auch in vielen Gegenden von Deutschland, in so sehr hohem Preise, daß man den Absatz ziemlich gewiß hoffen könnte.

Das Korkschneiden, Bereitung der Pfropfe oder Stöpsel von Kork.

Das Raspeln verschiedener Farbbehölzer.

Bereitung der Briefoblaten.

Verarbeitungen der Haare zu Sieben, Bürsten.

Das Schließen oder Schleifen der Federn zu Betten.

Das Stricken der Strümpfe, Mützen u. s. w.

Das Spinnen der Wolle, des Leinen u. s. w.

Das Weben.

Das Kämmen der Wolle.

Spielzeug, Puppenwerk, so genannte Nürnberger Waare, berchtolsgadener Waaren.



Beantwortungsschrift

welche

den 4ten Junius 1776. mit dem Acceſſit beehret
worden.

Von

Karl von Zallheim,

beſtändigen Sekretair bey der kaiſerl. königl. ökonomiſchen Geſellſchaft in Wien, Mitgliede der hieſigen kaiſerl. königl. ökonomiſchen Geſellſchaft, der ungenannten zu Florenz, der Wiſſenſchaften zu Rovoredo, und anderer.

über die von der hieſigen Geſellſchaft gegebene Preisfrage:

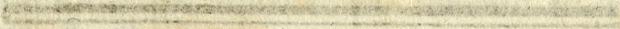
Welche ſind die beſten Nebenarbeiten für die Landleute?

Sic vos, non vobis.

Beantwortung der Fragen

den 17ten Junij 1776. mit dem Rechte beehrt

worden zu sein

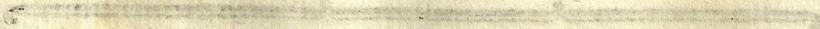


von

Karl von Goldstein

Leibnizianischer Rath bey der Kaiserl. Königl. akademischen Gesellschaft in Wien, Mitglied der Kaiserl. Königl. akademischen Gesellschaft, der ungarischen in Szeged, der Medicinischen in Szeged, und anderer

aber die von der Kaiserl. Königl. akademischen Gesellschaft in Wien, der ungarischen in Szeged, der Medicinischen in Szeged, und anderer



die von, von vobis



Die Bestimmung des Landvolkes ist allerorten dieselbe. Ueberall sieht man den Bauer seine Heerde weiden, seine Aecker bestellen, seiner Reben oder Fruchtbaume warten um, wann die Sonne hinter die Berge sich verliert, Vieh und Gerathe für die Arbeit des folgenden Tages wieder richten und denn — ausruhen. (a) In dieser, nicht durch Gesetze, sondern die Natur eingeführte Ordnung, findet jeder Landwirth seinen Beruf, sein Glück unendlich gewisser, als wo die Politik aus einem Pfluge einen Werkstuhl, und aus Hirten Künstler zu bilden, sich das Projekt geschmiedet hat. Unmöglich, oder doch nicht leicht, wird mir jemand das Land zeigen können, dessen Handel und Gewerbe blühen, Ackerbau und Viehzucht dem innern Bedürfniß zureichen, und

(a) Dieses letztere leidet eine Ausnahme in den Ländern, wo es durch gutes Herkommen eingeführt worden, daß der Bauer die Felder seines Herrn bey Tage, und seine eigene bey der Nacht bestellen muß.



und noch zur Ausfuhr Mittel schaffen, und wo der Landwirth auf die Wege geleitet wäre seinen Pflug zu gewissen Zeiten zu verlassen, um an dem Gewinste des Klempters, des Stahlschmiedes oder Färbers theil zu nehmen. Dagegen wird mirs an Teyspielen weniger fehlen, von Ländern, die beynahе keine Kunstwerke zeugen, derer Ackerleute sogar viel zu stolz sind, um den ersten Stand ihrer Väter für ein neues Handwerk zu verlassen, die aber, ruhig auf den Besitz solcher Güter, die kein Bankrot ihnen raubt, die nicht von den Schicksalen des Handels, sondern von der Fruchtbarkeit ihrer Felder und dem Fleiße ihrer Landwirthе abhängen, viel besser sich befinden, als so mancher grosser Staat, dessen Bauern allmählig zu Fabrikanten erhoben, nun in allen Theilen der Welt Industrie und Armuth predigen. Wenn man mit einiger Aufmerksamkeit die Menge und die Beschwerlichkeit der Verrichtungen überdenkt, die einem Landwirth in zwey Dritteln des Jahrs und wohl selbst im Winter obliegen, wo er seine, ohnehin nicht sehr verhältnißmäßigen Feldstücke gut bestellen und an keinem Theile seiner Wirthschaft will gebrechen lassen (b), so hat man in der That Mühe von ihm zu fordern, daß

(b) Selbst die sorgfältigsten Regierungen werden es nicht leicht dahin bringen, daß gerade jeder Landwirth eine mit der Anzahl seines Gesindes so genau abgemessene Menge Ländereyen besitze, daß er nie über zu viel, oder zu wenig sich zu beklagen Ursache habe. Gleichwohl hängt die Frage: Kann der Bauer in diesem oder jenem Land ausser seinem Feldbau noch eine andere Arbeit verrichten, lediglich davon ab, ob er zu wenig, zu viel, oder gerade hinlängliche Grundstücke besitze.

daß er auch die wenigen Stunden, die er von seinem Joche ab-
gespannt auf einem harten Lager verschläft, sich abdarben und
mit einem Handgewerbe verfröhnen soll, das, indem es dem
Feldbau einerseits verkürzt, auf der anderen Seite zu nichts
weiter zu taugen scheint, als die Landesherrlichen Steuern, die
ein geübter Finanzier nie aus dem Gesichte verliert, — uner-
träglicher zu machen.* Wer nun diese Betrachtung mit der
Sorgfalt vergleicht, womit die Patrioten in Krain jede,
der Aufnahme der Nationalwirthschaft im Wege stehenden Hinder-
nisse zu entfernen, und den Zustand des Ackermannes zu ver-
bessern bemühet sind, der wird ohne alle Mühe sich bescheiden,
daß diese erlauchte Gesellschaft nie den Bauer zu einer anderen
Art von Industrie zu gewöhnen die Absicht gefaßt hat, als wo-
durch selber — in seinem Hauptgeschäfte unbehindert — die
Leichtigkeit erlangt, theils, sein Gesinde in müßigen Augenbli-
cken

besitze. Hat er deren zu wenig, so ist es an sich selbst schon lächer-
lich, ihn, auf daß er leben könne, an ein Handwerk verweisen zu
wollen. Hat er zu viel, wie soll er wohl im Stande seyn, sich den
Schaden durch was immer für eine Industrie zu ersetzen, den er
durch Veräümung seines Feldbaues erleidet. Und gesetzt auch, er
könnte es, wer ersetzt aber den Schaden dem Staat? Also nur in
dem Fall, wenn die Feldstücke mit der Anzahl der Arbeiter in rechtem
Verhältnisse stehen, kann die Regierung sichs versprechen, der Land-
wirth werde (wo anerkent die Abgaben seinen Muth nicht zu Boden
schlagen,) auf Mittel bedacht seyn, die ihm, zwischen den ordentli-
chen Feldarbeiten übrig bleibende Zeit mit anderen einträglichen Be-
schäftigungen zu benutzen.

* S. was von der Industrialsteuer weiter unten gesagt wird.



cken zu beschäftigen, theils, seine Kinder zu Gewinnung ihres Unterhalts zeitlich zu verhalten, theils endlich sich selbst den Ankauf verschiedener Bedürfnisse zu ersparen, deren Hervorbringung, entweder nicht-eigenen Handgewerben zur Beschäftigung dient, oder, die nur mit so viel Umwegen und Kosten auf dem Markte angeschafft werden können, daß, im ganzen, mehr dabey verlohren geht, wenn der Bauer sich deshalb von Gelde bloßen, oder auch nur andere Bedürfnisse entbehren muß, als, wenn der Handwerker es ungefähr zu ertragen genöthigt wird, daß sein Absatz auf vermöglichere Landwirthe oder auch bloß auf Verbraucher in Städten eingeschränkt werde. Nach dieser, mit der wesentlichen Bestimmung des Landwirths und der unveränderten Ordnung unter den bürgerlichen Ständen übereinstimmenden Absicht hat der Staatsmann, welchem die Sorge für das Industriale (c) des Landvolkes übertragen ist, alle Vorschläge, ent-

weder

(c) Ich finde für nöthig, mich über den Verstand, den ich mit diesen Worte verbinde, zu erklären. Ich nenne Industriale alle diejenige, Arbeiten, womit der Landwirth, nebst seiner Wirthschaft sich oder die Seinigen beschäftigt, um sich den Unterhalt seiner Familie damit zu erleichtern. Nach dieser Erklärung unterscheide ich Gewerbe, die auf dem Lande getrieben werden, die auch zum Theile auf dem Lande nothwendig sind, als Schmide, Rademacher, Zimmerleute, Weber, Schreiner, und a. m., wenn gleich diese Werkleute nebst ihrer Kunst einigen Feldbau treiben, von Arbeiten, die nur nebenher und gleichsam nur zufällig von Landwirthen getrieben werden. Zur ersten und vorzüglichsten Gattung von Industriale zähle ich diejenigen Arbeiten, die zwar nicht zur Landwirthschaft gerechnet werden, die

aber

weder anzunehmen oder zu verwerfen, welche ihm über diesen Gegenstand vorgelegt werden mögen, und er wird des Zweckes nimmermehr verfehlen, wenn er den zusammengesetzten Begriff, den ich so eben angezeigt habe, zu zergliedern und folgende Grundsätze daraus zu bilden sich angelegen halten wird:

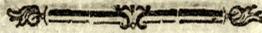
Arbeiten, wodurch der Landwirth von seinem eigentlichen Geschäfte, dem Feldebau und der Viehzucht, abgereizet, oder an der Ruhe, deren er bedarf, gehindert wird, sind ohne Ausnahme verderblich und schädlich.

Dieses gilt ohne Unterschied von seinem Weibe, seinen erwachsenen Kindern und seinem Gesinde. Mütter, denen die Wartung noch ungehender Kinder oder Säuglinge obliegt,

§ 2

obliegt,

aber dennoch wegen der Landwirthschaft unmittelbar und hauptsächlich geschehen, worunter ich die Zurichtung, Zusammensetzung oder Ausbesserung der ökonomischen Werkzeuge und Gebäude verstehe. Zur zweyten Gattung zähle ich die Arbeiten, wodurch der Landwirth in Ansehung seiner häuslichen Bedürfnisse in Stand gesetzt wird, fremder Arbeiten zu entbehren und sich selbst zu zureichen. Zur dritten und letzten Gattung gehören endlich diejenigen Arbeiten, wodurch der Landwirth entweder Geld, oder andere Werthe für seine verfertigten Waaren oder für seine Dienste (*operæ*) einzubringen im Stand ist. Hierzu werden eine Menge Manufacturerzeugnisse, alle gedungenen Fuhren, Botengänge, Saumerverdienst u. dergl. m. mitgezählt.



obliegt, rauben ihrer Pflicht jeden Augenblick, den sie zu einem minder wichtigen Geschäfte verwenden.

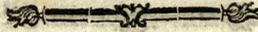
Knaben über zwölf, und Mädchen über zehn Jahr, gehören der Feldwirthschaft an. Unter diesem Alter, können ihre kleinen Hände weder Pflug noch Sichel führen, wohl aber das Spinnrad, oder die Schitze.

Knechte, und Diernen sind nicht immer auf dem Felde oder in der Scheune. Arbeiten, die zu jeder Zeit angefangen, weggelegt, wieder vorgenommen, im Hause, bey der Heerde, am Feuer oder Wellechte, mit einfachen Werkzeugen, ohne viel Kunst und ohne Gefahr getrieben werden können, sind den Vortheilen des Landwirthes am gemähesten.

Setze noch hinzu: Arbeiten, wozu der Stoff von leichtem Werthe, in der Wirthschaft schon vorhanden, in der rohen Gestalt nicht wohl verkäuflich, nach der Umgestaltung gemein-brauchbar, mit keiner Abgabe belegt und gleichsam vor der Thür an Werth zu bringen ist, solche Arbeiten erfüllen den Endzweck des Privatmannes und des Staates am allervollkommensten.

Wer diese Grundsätze mit Aufmerksamkeit betrachtet, wird sie unzähligemal in der Erfahrung bestätigt, und auf jedes Land, auf jede Verfassung anwendbar finden.

Er wird finden, daß der Landwirth, der in der Absicht zu gewinnen, sich einem Kunstgewerbe ergiebt, zu welchem anhaltender Fleiß, eigene Geschicklichkeit oder selbst anfanglich einiger Geldfond nothwendig war, wo er einmal einigen Vortheil aus demselben zu schöpfen, und die geminderte Nuzung seiner Grundstücke damit zu vergleichen angefangen hat, sogleich den Feldbau als eine Nebensache betrachten, und mit einer Läßigkeit behandeln wird, daß man zu glauben versucht wäre, die Einkünfte der neu angenommenen Gewerbschaft ersetzen mit Wucher die Abfälle, welche bey der Dekonomie verspührt werden; da es gleichwohl leider! durch die Folgen meist empfindbar wird, daß der zwischen dem Feldbau und dem Handgewerbe getheilte Fleiß, anstatt die gehoffte Wirkung zu erzeugen, aus einem guten Bauer nichts weiter als einen elenden Nachkünstler und zuletzt einen Bettler hervorgebracht hat. — Er wird finden, daß die überspannte Wachbarkeit eines Mannes, der nach einer zwölfstündigen Arbeit auf dem Felde und anderen sechs Stunden am Werkstuhle oder an der Schmiede kaum den vierten Theil der Zeit zu Erholung seiner Kräfte übrig behalten hat, anstatt den Vortheil mit sich zu bringen, daß die Masse der Arbeit dadurch vermehret, und der Fleiß mit Reichthümern belohnt wird, vielmehr den eifrigen und kräftigen Arbeiter entnerven, und zu einer Maschine



ohne Elasticität, ohne Leben machen wird. — Er wird finden, daß Hausmütter, die ihrer Bestimmung zuwider, ganze Tage hinter einem paar Kinder einhergehen, und etwa den Lohn einer Vorspann zu gewinnen, und den Unterhalt eines Knechtes zu ersparen (d), ihre Kinder vom Hunger ausgezehrt, vom Unflath und Geziefer angefressen, schwächlich, roh, und wilde heranwachsen sehen, ohne sich vor langer Zeit den mindsten Beystand von denselben versprechen zu dürfen. — Er wird endlich finden, daß Hände, vom Grabscheit abgehärtet, zu jeder feinem Arbeit ungeschickt, höchstens dazu taugen können, grobe, ihren gewöhnlichen Beschäftigungen ähnlich kommende Arbeiten zu untergreifen.

Aber er wird auch finden, daß Kinder — Knaben sowohl als Mädchen — die bey Zeiten von Spielwerken entwöhnt, zur Fleißigkeit und leichten Arbeiten verwendet werden, wohl nach dem fünften, sechsten Jahre anfangen können zu ihrem Unterhalte beyzutragen. — Er wird finden, daß gewisse, doch den Jahrszeiten eingetheilte Feldarbeiten ohnehin oft aussetzend, und aus eben dieser Ursache schicklich sind, mit anderen, theils weniger mühsamen, theils nicht lang anhaltenden Arbeiten vereinbart zu werden. — Er wird endlich finden, daß es kein so armes, von Hilfsmitteln entblößtes Volk auf der Welt geben mag, welches

(d) Wie man es nur zu oft in Krain, und in allen gebirgichten Ländern sieht, worüber Heerstrassen geführt sind.

ches nicht — wenn es seiner Freyheit nur einigermaßen genießt, nicht verwildert, noch durch Auflagen zur Verzweiflung gebracht ist — einiges Mittel vor sich sähe, seinen Fleiß auch neben der Feldwirthschaft zu üben, und den Müßiggang mit seinem traurigen Gefolge, der Armuth und dem Laster, zu verschrecken.

Allemal hängt es von der Lage eines Landes, seinen natürlichen Erzeugnissen und anderen Umständen ab, zu bestimmen, was für eine Art von Nebengewerbe für das Landvolk das zuträglichste sey. In bergichten, mit Holz bewachsenen Ländern — wenn nicht die Nachbarschaft eines Havens, einer Fabrik, einer Stadt, oder sonst eines ansehnlicheren Ortes zu theurerer Anwendung des Hozes Gelegenheit verschafft, — wird die Köhlung (e), die erste Zurichtung der Räume zum Gebrauch der Wagner, der Böttcher u. dergl., die Verfertigung mannigfaltiger Werkzeuge und Gefäße von Holz (f) wichtige Hülfsheile zum

(e) Sonst zählt man die Köhlung, das Ziegelschlagen, das Kohlbrennen, wie das Stärkmachen, das Obstdörren, Delpressen und andere dergleichen, zunächst auf die Produktion folgende Umstellungen, zur Landwirthschaft; aber uneigentlich. Es sind Industrialgewerbe, theils für größere Landwirthe, theils für Gemeinden, die eigene Waldungen, Brennöfen, oder Kellern haben, und theils für mindere, jedoch ämsige Landwirthe.

(f) Unter dieser Rubrik, werden unzählige Gattungen verstanden. Schaukeln, Rechen, Dreywurken, Schiebtruben, Spinnräder, Wassereimer, Holzsteller, Dachschindeln, Weinstöcke, Kochlöfel, Bockelspiele, Schachs



zum Unterhalt des Landvolkes abgeben. Fehlt es an Holz, aber es giebt dafür Ruthen die Menge, oder nachgelegene Mööser schaffen Ueberfluß an Riedgras, Schilf u. gergl., in diesem Fall werden Körbe, Flechten, Rohrdecken* u. das Gefind mit Nutzen beschefligen. Vermag der Bauer weiter nichts als Stroh, auch Stroh dient zu mancherley Gebrauche. Er macht Schaubhütthe, Dienenkörbe, Körbe zum Brodbacken, Sitze, zu Stühlen u. s. w. daraus. Hat er Flachs oder Hanf gebaut, — wo nicht Unterdrückung und Noth ihn zum frühzeitigen Verkaufe zwingt, — eilt er damit nicht zu Markte. Die feinere Gattung bringt er an Werth, wenn er kann; allen übrigen Vorrath behält er zu Hause, und seine Familie verspinnt ihn. Hat er größeren Vorrath an Werch, und sonst Gelegenheit Seile daraus zu erzeugen, so ersparet er sich damit nicht allein eine jährliche Auslage, sondern lesset selbst manch baaren Pfennig von seinem Nachbar dafür ein. An gewissen Orten kann sogar die Flemsigkeit des Landwirthes ihn auf den Kunstgrif leiten, den erst zu Garn gesponnenen Flachs zu zwirnen, und aus dem Zwirne Tressen zu wirken. Bald wird ein ganzes Dorf den leichten Handgrif erlernen, herumirrende Krämer werden allen Vorrath gerne abnehmen, und allmählig wird, mit dem sich mehrenden Absatz, immer ein feineres

Schachteln u., ohne der häufigen unter den Namen Berchtoldsgadener Waare bey uns bekannten Gattungen Kinderpielwerke noch zu erwähnen.

* Hierlandes sogenannte Taaken. Diese Arbeiten sind besonders für die ecklichen Wochen schicklich, welche nach den Frühjahrsarbeiten kurz vor der Hernte übrig bleiben.

feineres Product die Stelle des gemeineren ersetzen. (g) Nur in wenig Gegenden fehlt es dem Landvolke an Mitteln sich zu Gewinnung der Milch, Schaafse oder Ziegen zu halten. Die erste Zurichtung der Wolle, wie des Ziegenhaares würde in diesem Falle Gelegenheit zur Arbeit anbieten und wo einmal die Wolle zum Spinnen tauglich gemacht wäre, würde der fleißigen Hauswirthinn der Vorthheil nicht entgehen, ihre Kinder und Mägde den langen Winter über mit Gespinnste zu verlegen (h). Und,

(g) In Oesterreich auf den gräflich Schallenbergischen Gütern Rosenau, Nottenbach, Schickenhof und Marbach, und in der ganzen Gegend um Zwettl, Gerungs u. s. w. trift man zahlreiche Dörfer an, die dergleichen Treffen, einfache, doppelte, gefärbte, ungefärbte, gemeine, und sogar überaus fein gewirkte, sogenannte Niederländerbambeln in so starker Menge verfertigen, daß nicht allein das ganze Land, sondern ein ziemlicher Theil von Ungarn, Steyermarkt und Oberösterreich damit versehen wird. Fast jedes Haus unterhält seinen kleinen Stuhl, und es ist ungläublich, um wie viel der Glashbau und überhaupt die Wiethschaft dortiger Unterthanen seit Einführung dieses Industriale gewonnen hat. Für Krain, besonders für Oberkrain, in und um Bischoflack, wüßte ich kein Industriale, welches schicklicher und einer eifrigeren Unterstützung würdiger wäre.

(h) Alle Spinnereyen sind dem Landvolke anzurathen, selbst die feineren nicht ausgenommen. Wenn aber z. B. Cattunfabriken, durch den höheren Preis, den sie für das Baumwollgarn bezahlen, die gemeinere Woll- Hanf- und Glashspinnereyen verdrängen, so schaden sie der Landwirthschaft in anderwegen, durch die Verminderung des Absatzes, den nun der Landwirth, der fremden Baumwolle halber, an seinem eignen Product erleiden muß. Die Mezzalänfabriken in und um



Und, sehen wir endlich, die Armuth des Landwirthes gestattete ihm von allen diesen Mitteln keines, wäre es wohl möglich, daß es ihm auch an Pferdehaaren, an Schweinborsten, an gemeinem Horn fehlte, woraus er wenigstens Siebenböden (i), Bürsten, Kämmе und dergleichen verfertigen könnte (k).

Wär ich bisher so glücklich gewesen die für das Landvolf in Krain und anderwärts, schicklichen Nebengewerbe, nebst den Kennzeichen, woran ihre Güte geprüft werden muß, angezeigt zu haben, so bleibt mir, nach den, dieser Schrift ausgezeichneten Gränzen, nur noch übrig, die Mittel an die Hand zu geben, wodurch es jeder Regierung wahrscheinlich gelingen mag, die,
um

Neumarkel in Oberkrain sind aus dieser Ursache dem Lande gewiß mehr nütze, als es die schönste Seide, oder Cattunfabrik nicht seyn könnte.

(i) Dorf Feuchting in Oberkrain erzeugt deren wirklich in Menge.

(k) Wie man sieht, so geschieht von den verschiedenen Industrialgewerken, welche mit dem Ackerbau und der Viehzucht sich vertragen, hier nur Beyspielweise Erwähnung. Hätte ich, bis aufs Einzelne, jedes in der Wirthschaft vorfindige Material und jede Gattung Waare welche daraus verfertigt werden kann, genau detailliren wollen, wie hätte ich mit der ungeheuren Liste zu Ende kommen können! — Hätte ich vielleicht erinnern sollen, daß der Bauer alles, bis auf das geringste benützen, daß er selbst Gänsefedern zu Schreibtielen machen, ringeres Federwerk, als Flaumen für Bethflüssen zurichten, Eyerwallen zum Mahlerweiß, Aschen zur Sode, und Lumpen für Papiermählen einsammeln kann, daß er wohl selbst Leimen siedен, Loheziegel schlagen, sein Wachs an der Sonne bleichen, aus Birken oder Ahornsaft (wie

um Theil schon eingeführten, so, wie die erst noch einzuführenden Zweige der ländlichen Industrie zu erhalten und zu verbreiten. Wenn man sich erinnert, daß der größte Sporn der Fleißigkeit die Hoffnung des Gewinnstes ist, daß weder Vorschriften noch Gewalt, am allerwenigsten aber gehaupte Abgaben die Wirkung zeugen den niedergeschlagenen Landmann aus seiner Unthätigkeit zu reißen, daß es sogar nicht an Beyspielen fehlt, daß die sich selbst überlassene Fleißigkeit, (wo nur die Hindernisse ihres Wachsthumes aus dem Wege geräumt worden,) öfters wohl durch eigene Wärme zur Reifung gelangt ist *, so ist es in der That eine mißliche Sache, der Geschäftigkeit gewisser Regierungen das Wort zu sprechen, welche durch eine Menge mühsam erdachter und doch meist unzulänglicher Regulativen die Lei-

in Lappland,) eine Art Zucker kochen, und weiß ich auf was noch für Industrialzweige gerathen kann, das hieß — viele schöne Sachen sagen, ohne deswegen noch alles gesagt zu haben. Aber, was ich an diesem Orte auf keine Weise übergehen kann, ist, daß unter allen zur Bequemlichkeit des Landwirthes beytragenden Handarbeiten, zumal solchen, welche von Weibepersonen und Kindern verrichtet werden können, keine so allgemein empfohlen zu werden verdient, als die Strickerey, in Betracht, daß selbe nicht allein die nothwendigsten Kleidungsstücke, Mützen, Strümpfe u. dergl. gleichsam umsonst dem Hause verschafft, sondern in Mangel jeder andern Arbeit ein unfehlbares Mittel abgibt, von der Zeit eine gewisse, nach Verhältniß der Mühe und der Kosten, einträgliche Nützung zu ziehen.

* Auf die Weise ungefähr, wie gewisse Pflanzen, die bey günstigem Wetter, ohne andere Wartung, gut fortkommen.



mende Industrie, nicht emporrichten, sondern ersticken, die Quelle des Uebels nicht abseihen, sondern auf die Wurzel leiten, und anstatt das Volk glücklicher zu machen, es bey einer Quershand nahe, seinem Untergange zuführen. — Was hilft es denn erlauchte Freunde! was hilft es, daß königliche Gewalthaber dem Landmann Guad und Schutz ankündigen, daß sie, um ihn vertrauter zu machen, seinen Fleiß, erst durch Lobsprüche erheben, dann, ihn ermuntern, seine Anstrengung zu verdoppeln, endlich wohl gar ihn bewegen, alle Hülfsteile seines Einkommens vor ihnen aufzudecken, auf daß sie — wie sie sagen, — seinen Fleiß belohnen und ihn nutzbringender machen können; — wenn zugleich, nächst hinter ihnen her, eine Schaar gewaffneter Eintreiber heranrückt, um die, nur kürzlich erdachte und vielleicht bald zu erhöhende Industrialsteuer mit verhungerten Mägen einzuplagen? — Nur Freyheit, meine Herren! Nur Freyheit! Und alle die Kunstgriffe, womit Staatsmänner und Gelehrte, von Colbert an, bis auf die Schlettweine, die Staatswirthschaft verwickelt haben, seyn auf ewig zu den Schimären verwiesen. Fleißigkeit und Ueberfluß seyn die Kennzeichen des wiederkehrenden Wohlstandes, und jeder Bauer werde es endlich gewahr, daß es auch ihm möglich ist, an dem Glücke des Edelmanns und Burgers theil zu nehmen, ohne für den Fleiß, woran er beyde vielleicht zu übertreffen gewußt hat, durch Zwang und unerschwingliche Entrichtungen abgestraft zu werden.

Auf daß man aber nicht etwa mir die Meinung zumuthe, als hielt ich alle Sorgfalt der Regierung bey Handhabung der Industrialgewerbe für entbehrlich oder sogar für schädlich, so sey ich es für nothwendig an, mich hiernächst zu erklären, worinne, nach meinem Dafürhalten, die Pflicht eines Mannes bestehen sollte, den man zum Hüter und Beförderer des ländlichen Fleisses (unabhängig von der Wirthschaft,) bestellet hätte. So ein Mann, von dem ich voraussetze, daß er ein ziemliches Kenntniß des Landes, seiner Producte und des Genies seiner Einwohner zuvor besitze, von dem ich annehme, daß er die Wichtigkeit der Landwirthschaft und die Beschwerlichkeit ihrer Verrichtungen einsehe, daß er Gelehrigkeit genug besitze, sich in Fällen wo es um ein zweifelhaftes Factum zu thun ist, auch von dem geringsten zurechte weissen zu lassen, so ein Mann, würde vor allem übrigen sich angelegen halten, den Fingerzeig der Natur zu entdecken, auf den Anbruch der Industrie zu achten, den Fortgang, den sie hie und da gemacht haben kann, zu bemerken, und besonders, die Hindernisse aufzuspüren, welche daran schuld tragen mögen, daß einer oder der andere Zweig entweder zu seinem völligen Wachsthum nicht gelanget, oder wohl gar in seiner ersten Geburt erstickt worden. Er wird zu diesem Ende sich aller nöthigen Hilfsmittel bedienen, er wird Berichte von den Obrigkeiten abfordern, an Orten wo er es nöthig findet, selbst Auskunft einholen, widersprechende Nachrichten vergleichen und überhaupt alles thun, wodurch er ein genaues und richtiges Kenntniß des



wirklichen Industrialstandes (1) erlangen kann. So wie nun die Hindernisse unendlich verschieden seyn können, so kann, und muß auch nothwendig die Wahl der Mittel, wodurch selben, theils vorzukommen, und theils abzuhelfen ist, unendlich verschieden aus allen. Für jedes Hinderniß wird er übrigens, immer nur das nächste und gelindeste Mittel suchen, sich so viel möglich auf wegräumende *Anstalten beschränken und sorgfältig verhüten, daß nicht dispositive Mittel dem natürlichen Gang der Industrie wider seinen Willen Gewalt zufügen. — Die einzige Art von dispositiven Anstalten, die er beynahе allerorten, ohne Gefahr und selbst mit Nutzen vorkehren wird, sind Lehranstalten, durch welche die Geschicklichkeit gemeiner gemacht, und die Erfindsamkeit auf neue, nutzbringende Gegenstände geleitet werden kann.

(1) Von dem wirklichen Industrialstande eines Staats hängt immer der künftige ohne Vorbehalt ab. Ich halte diesen Satz für so wahr, daß ich 1000 gegen 1 verwetten wollte, ein Regent, der die jetzige Gewerksamkeit seines Staats vernachlässigen und andere Zweige an die Stelle der gegenwärtigen einpflanzen wollte, würde sich und seine Unterthanen in kurzem zu Grunde richten.

• *Malum removes? — Bonum ponis.*

A b h a n d l u n g

von den eigentlichen Ursachen

der

W i e h f e u e r e n ;

dann einiger

Präservativ- und Kurativmittel
dagegen.

Verfasset von

Herrn Friedrich Edlen von Entnersfeld,

der kaisers. königl. N. De. ökonomischen, wie auch des Acker-
baues, und der nützlichen Künste Gesellschaft im Herzogthume Krain,

und anderer Mitgliede, hochfürstlich - passauischen wirklichen
Hofrath.

Quintus

archidiaconi

Admiratione

et

admiratione

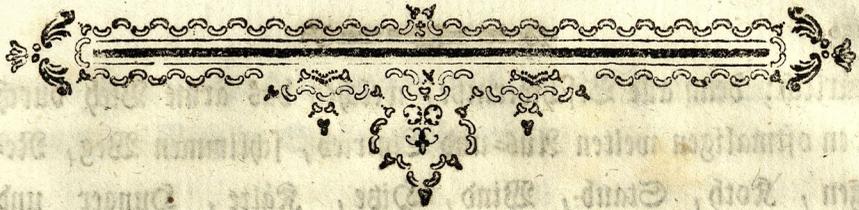
et

et

Admiratione

et

et



Da uns die öffentliche gedruckte Nachrichten belehren, daß nicht nur in Frankreich die leidige Hornviehseuche, welche bereits viele tausend Stücke unwiederbringlich dahin gerissen hat, noch immer fort wüthe, sondern auch noch eine andere sich angesponnen hat, die wegen ihrer Lage der kaisert. königl. Erblanden, vorzüglich aber den Innerösterreichischen Staaten sehr gefährlich werden könnte; So habe ich mich entschlossen gegenwärtige Abhandlung von den eigentlichen Ursachen der Viehseuchen, dann einigen Präservativ- und Kurationsmitteln niederzuschreiben, einzig wünschend, andurch meinen Mitbürgern in etwas nützlich zu seyn.

Ich bin des ungezweifelten dafürhaltens, und der weitere Verfolg dieser Blätter wird es ganz unzweydeutig weisen, daß die allgemeine Ursache der meisten leidigen Viehseuchen der Austrieb auf die Waide sey, woselbst sich auch die eigentlichen ganz unschwer entdecken lassen; werden wir also kein Vieh mehr auf die Hutfelder führen, so werden auch die allgemeinen Umfälle von selbstn größten theils aufhören. — Die Sache ist ganz na-

türlich; denn alle Beschwerisse, welchen das arme Vieh durch den oftmaligen weiten Aus- und Eintrieb, schlimmen Weg, Regen, Roth, Staub, Wind, Hitze, Kälte, Hunger und Durst u. ausgesetzt ist, fallen hinweg. Es wird keine schädliche Kräuter, keine ungesunde Wasser, keine giftige Ungeziefer mehr verschlucken, mithin nicht so leicht erkranken, und weil das bereits zufälliger Weise krank gewordene Vieh mit dem übrigen keine Gemeinschaft hätte, so würde etwa wohl ein und anderes Stück umstehen, oder auch mancher Stall, nicht aber hiervon ein ganzes Dorf, oder große Gegend so leicht geleeret werden. Es läßt sich diesfalls gar füglich von den Menschen auf die unvernünftigen Thiere schlüssen. Ein mit einer bösen Krankheit behaftete Person wird etwa eine andere mit ihr umgehende leicht anstecken, nicht aber jene, die mit solcher gar keine mittel- oder unmittelbare Gemeinschaft hat, — und so würde es dereinst auch mit dem Vieh gehen, wie dieses Holland bewähret; daselbst giebt es zwar auch öfters franke Stücke, aber allgemeine Seuchen sind dorten wie die Hutwaiden nur sehr wenig, und vielleicht bloß wegen den bösen Ausdünstungen der See, anlangenden fremden kranken Vieh, dann der unbehutsammen, Gemeinschaft der Viehwärtern. — In diesen Gegenden des Rheinstromes, wo das Vieh im Stalle genähret wird, sind die Bewohner wegen eines Hauptumstehens nicht im geringsten besorgt, da doch ihre Nachbarn, die noch der Waide zugethan, mit öftern Umfällen heimgesucht werden, dahero es dann geschieht, daß ich

immer

immer mehrere von den letzteren nach Art der vorigen dabey bequemen das Vieh im Stalle zu füttern.

Allein alles dieses ist der gründlichen Einsicht unserer weisesten Landesregierung ohnehin nicht verborgen, immassen vielleicht grossen theils aus eben diesen Grunde die schädlichen Hutwaiden bereits abgeschaffet sind. — Ein heilsames Werk, welches ich schon vor sehr vielen Jahren in verschiedenen Schriften als einen Wunsch habe einflüssen lassen! Es ist aber allhier vielmehr um die Entdeckung der eigentlichen Ursachen der Viehseuchen zu thun, und ich habe das vorgehende blos von darinnen angeführt, weil ich in diesem Waidgang die untrüglichen wahren Urquellen der ansteckenden landverderblichen Viehkrankheiten sicher zu entdecken gedenke.

Die erste eigentliche Ursache ist die Waidnahrung. Ich habe derley Gemeinhutgründe öfters als einmal sehr genau betrachtet, aber leider jederzeit wahrgenommen, daß ein solcher der blossen lieben Natur überlassener Erdboden mit den schlechtesten dürrer, sauern Grase, und grössten theils mit Unkraut, auch zum theil schädlichen, ja giftigen Kräutern (wie einmal unter anderen sogar Schierling gefunden habe) bewachsen sey; Da nun das Vieh, sobald sich nur die ersten Grasspitzen sehen lassen, schon das Hutfeld beziehen, und das wenige Gras abfrisst, solches auch immerhin verwundet, theils mit der Wurzeln auszieht, die zarten Stingeln zertritt, und zerquetschet, dann den Erdboden



den sehr fest machet, und also das feine beste Futter verhindert hervorzukommen, so ist es um so weniger zu bewundern, wenn die besten Grassorten, indem sie wegen den beständigen Abfressen niemals zu reifen Saamen gelangen können, nach und nach ausgehen, dafür aber die Waiden meistens mit dem gerne wachsenden Unkraut, dann anderen groben nachtheiligen Gewächsen besetzt sind. Alle diese Erdsprossen fand ich sonderbar in der etwas späteren Jahreszeit, mit einer unglaublichen, mit dem bloßen Auge auch unsichtbaren Menge von Kefern, Würmen, Spinnen samt derselben Gewebe, Heuschrecken, Zweyfaltern, und dergleichen beynahе bedeckt; Da nun das unvernünftige Vieh nicht jederzeit einen Unterschied zu machen weiß, und bey den sehr kleinen unsichtbaren Thierchen nicht machen kann, auch wegen Hunger, und Begierd fast alles ohne Auswahl (wäre es auch die giftigste Pflanze, denn wie sollte ein Kind ihre Schädlichkeit einschén,) mit anklebender Erde, Staub, Schlamm, und Ungeziefer einschlucket. — So wird es wohl Niemand leicht in Abrede stellen, daß diese schlimme Waidnahrung eine eigentliche Hauptursache der Viehkrankheiten sey; daher mag es auch kommen, daß der Viehfall nach Unterschied der mehr, oder weniger zusammen fließenden nachtheiligen Ursachen stärker, oder minder, — kurabler, oder unkurabler werde. Hier muß ich nur noch mit einem Wort erwehnen, daß dieses, was von den Insekten überhaupt erst kürzlich gesaget, auch von den Spinnen um so mehr zu verstehen sey, als das Gift dieser Thierchen allein schon fähig ist, tödtliche Krankheiten nach sich zu ziehen. —

Doch

Doch habe ich jederzeit wahrgenommen, daß die Gutwaide niemals so stark als die Getreidstoppeln mit diesen Spinnengeweben, und dessen Urhebern überzogen waren.

Die zweyte eigentliche Ursache des Viehfalles finde ich nach der erst erwehnten schlimmen Nahrung in dem bösen Getränke. Die Heerden werden nicht selten weit, und jeweilen stärker als es billig ist fortgetrieben, sie werden ermattet, erhitet, die heißen Sonnenstrahlen erzwingen den äußersten Durst, das Vieh sucht also dawieder Hülff. — Das nächste beste Wasser, eine kotige Lacken, jede faulende, stinkende, von Krotten, und unzähligen anderen Ungeziefern bewohnte Pfützen muß also zur Labniß, aber auch zur Beförderung ihres Unterganges dienen, und dies um so mehr, als auch das allerbeste gähe in die Hitze hinein getrunkene Wasser schädlich seyn kann. Wie viele tausend Stücke schon wegen diesen abscheulichen, oder wenigstens in der Erhitzung zu sich genommenen Getränke werden gefallen seyn, lasse ich einem jeden überlegenden von selbst beurtheilen, obschon als Zeugen dieser Wahrheit die meisten der kaiserl. königl. Erblanden könnte auftreten lassen. Bloß ein einziges so zu sagen im Angesichte der Stadt Wien sich ergebendes Beyspiel will ich zur überflüssigen Probe anführen. Vor dreyzehnen Jahren hat sich zu Schwechat, Stadtlein, Enzerstorf, und mehreren dort herum liegenden Ortschaften ein bedauerlicher Viehumfall ergeben; wohingegen zu Mülleithen eine Viertelstunde von ersagtem Enzerstorf nicht ein Stück zu Grunde gieng, welches sich auch



von Rauchenwarth sagen läßt, obschon rund umher alles abgestanden ist. — Dieser besondere Vorfall hat nicht nur die ganze Nachbarschaft in Verwunderung gesetzt, sondern auch einige Naturforscher zur Aufmerksamkeit gereizet, welche dann die Sache ganz natürlich fanden, da Rauchenwarth, und Mülleithen etwas höher liegen, Gräben, und Pfützen haben, — im Gegentheil zu Stadtlein Enzerstorf und Schwechat das Vieh damals fast gewöhnlich aus einem garstigen Wasser trank um ihren brennenden Durst zu löschen. Ein gleiches habe ich bey einigen Aufenthalt in Krems mit Augen gesehen, und mußte beynaher erstaunen, daß das Hornvieh, welches öfters aus einer unweit der Schießstatt befindlichen Krottenlacken trinken sahe, dabey gesund seyn kunte? Da ich aber einige Monate darnach im Oktober abermal in besagter Stadt eintrafe, mußte leyder sogleich vernehmen, daß bereits der größte Theil des Viehs heimgegangen wäre.

Die dritte eigentliche Ursache der schädlichen Viehseuchen finde ich auch vorzüglich in der Gemeinschaft des auf die Waide getriebenen Viehs. — Es geschieht nämlich öfters, daß ein oder anderes Stück zufälliger Weise erkranket; der Besitzer desselben mag es etwa noch nicht wahrnehmen, oder vielleicht glauben, daß es sich auf der Waide leichter erholle, so geschieht es nicht selten, daß man krankes Vieh unter der Heerde antrifft; dieses thut mit der üblen Feuchtigkeit, die aus dem Mund, Nasen, Augen, und Ohren triefet, oder sonsten aus andern Theilen des Körpers herabläuft einen grossen Theil des Hutfeldes befudlen,

sublen, und den übrigen Vieh durch den Genuß derley angesteckten Grases gleiche Krankheit aufladen; worzu noch kömmt, daß diese Thiere stark ausdünsten, einander anhauchen, sich gerne aneinander reiben, stossen, und lecken, mithin auch die Krankheit einander desto leichter mittheilen. Daß sich aber die Sache also verhält, und durch ein einziges krankes Stück eine ganze gewaltige Seuche kann verbreitet werden, läßt sich gar nicht in Zweifel ziehen. Es ist aber hierzu eben nicht allzeit die Gemeinschaft der kranken mit den gesunden Thieren vonnöthen. — Ein Knecht, eine Magd, oder wer zugleich dem kranken und gesunden Vieh wartet, oder wiederum mit andern Viehwartern Umgang pfleget, ist eben im Stande erwehntes Uebel zu veranlassen, sonderbar, wenn sie mit wollenen Kleidern, die vermög ihrer anziehenden Kraft die bösen Ausdämpfungen an sich saugen, dann wiederum anderen, auch den gesunden Vieh zutheilen, angethan sind. — Die blaue Farbe an den Kleidungsstücken wollen einige bey diesen leidigen Umständen für äußerst schädlich halten. — Die Sache kann gar wohl möglich seyn! ich gedenke aber nicht solche zu behaupten, sondern habe sie nur anführen wollen. Alles, was eben anjezo erwehnet worden, läßt sich mit noch mehrerem Rechte von den Viehhirten sagen, denn da diese mehreren theils die Aerzte der thierischen Patienten sind, und mit solchen vielmals umgehen, zugleich aber auch die ganze gesunde Heerde besorgen, so ist wohl nichts leichteres, als daß von derley Gemeinschaft, die bey den Waidgang nicht kann vermieden werden, ein Viehsterben erfolge.

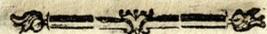


Für die Vierte eigentliche Ursache eines allgemeinen Vieh-
 umstehens halt ich nicht ohne Grunde die von Nebeln, und Thau
 entstehenden bösen Feuchtigkeiten; dieses bedarf meines Erachtens
 keines weitwendigen Beweises, da mir die Erfahrung zum Bürge
 steht, — und wer aus uns weis nicht, wie schädlich der Thau,
 vorzüglich aber die Nebeln sind? Der dicke, wiederwärtige,
 eindringende Geruch, die eben dazumal unter den Menschen er-
 folgender häufiger Krankheiten überführen uns, und geben uns
 zugleich den Fingerzeig von unseren Körper auf jenen, des Viehs
 zu schlüssen. Wie nachtheilig aber der aus den bösesten von der
 Erde ausdämpfenden Unreinigkeiten durch die Sonne an sich ge-
 zogene, und wiederum herab gefallene Thau ist, hat das hinge-
 hen ganzer Heerden zum unerseßlichen Schaden der Eigenthüm-
 mern schon öfters als einmal erwiesen. Von daher läßt sich
 meines Erachtens auch die lang im Zweifel geweste Frage ent-
 scheiden. Warum auf den Gebürgen sich so wenig Viehfälle er-
 eignen, da diese in den Tiefen, und sonderbar in den Auen sehr
 häufig sind? Weilen nämlich die Sonne den Nebel, und Thau
 sehr selten so hoch hinauf führt, ja wenn auch solches jeweilen
 geschieht, so wird doch diese Feuchtigkeit von den nassen, sumpf-
 tigen, tiefen Dertern wiederum destomehr an sich gezogen, wo
 die allenfalls auf den bergichten Anhöhen sich niedergelassene
 Nässe an die Baumblätter anhängt, das übrig wenigte aber
 durch das Haupt der Planeten am ersten wiederum von dem
 Grase weggezogen, und von dessen Strahlen, auch von dem dort
 frischer streichenden Luft geschwinder aufgetrückt, mithin dem
 Vieh

Vieh nicht geschadet wird. — Ich verstehe aber allhier hauptsächlich nur jene im Frühjahre, Herbst und Winter sich äussernde böse Feuchtigkeit; denn jener Nebel und Thau, so in den heißen Sommertagen fällt, ist wegen den nachlassenden Erddämpfen, stärkerer, dann früherer Wirkung der Sonne nicht so schädlich, und beynahе blos einem erquickenden Regen zu vergleichen. — Eben dahero mag ich nicht wohl begreifen, wie der im Sommer fallende so genannte Mehlthau, welcher doch nichts anderes als ein beym Sonnenschein herabtriefender sehr ringer, gleich wiederum aufgetrückter Regen ist, giftig, und dem Thiere schädlich seyn sollte? Dennoch ist vor ungefehr 4 Monaten ein in dem Marktstücken Enzerstorf wohnender, sich vieldünkender Prophet, Namens Papilius Nich aufgestanden, welcher der erste entdeckt haben will, daß alle Viehseuchen dem Mehlthau zuzuschreiben wären, ohne eine einzige vernünftige Probe in seinen gegen anderthalb Bogen starken Werken anzuführen. Gleicher Meinung mit der vorigen bin ich von den Finsternissen; denn seit dem wir dem Gestirn keinen solchen Einfluß mehr, als die alten Weltweisen lehrten, gestatten, solchen auch vernünftiger Weise nicht gestatten können, so weiß ich in der That nicht, warum eine Finsterniß alles auf Erden vergiften sollte? Wird nicht etwa über Nacht auch alles vergiftet? Da wir um diese Zeit immerwährende, und solche Finsternisse haben, die uns der Sonnen gänzlich auf mehrere Stunden berauben, da wir doch bey den gewöhnlichen Finsternissen nur eines theils der Sonnen, oder Mondesstrahlen auf eine ganz kurze Zeit entbehren müssen, — oder

S

werden



werden die Kräuter, und Frucht auch damals ungesund, wenn die an ein hohes Gebürg, oder an die verdickte Luft anpröllende Strahlen nicht durchdringen können? — Allein lassen wir es bey dem gutmeinenden Rath bewenden, das Vieh bey sich ergebenden Mehlthau, oder Finsternisse, zu Hause zu behalten, weil derley Verfahren wenigstens nicht schaden kann, ich aber ohnehin kein Freund des Viehaustreibens bin, ausser daß solches in schönen heiteren Sommertagen jeweilen in einen Grasgarten, oder anderen freyen Ort gleichsam spazieren geführt werde. — Meines Erachtens irren auch die wenigen sehr weit, welche die Ursache eines Viehsterbens ohne weiterer Untersuchung geradehin der vergifteten Luft zuschreiben, da doch alle Umstände meistens das Widerspiel behaupten; — Jedoch es ist allhier der Ort nicht derley Einwürffe, und Wiederlegungen zu machen.

Fünftens getraue ich mir zu behaupten, daß bloß durch die Insekten schon sehr viele Viehfälle sind veranlasset worden. Jedermann wird wahrgenommen haben, daß die meisten Viehseuchen sich nicht gleich im Frühjahre, sondern gemeinlich erst im Sommer, und später hinaus zu ergeben pflegen, als um welche Zeit durch die anwachsende Wärme die Eyer der Insekten häufiger ausgebrütet, diese Thierchen aber oft unsichtbar in übergrosser Menge, wie die Eyer vom Vieh mit dem Grase unvermerkt eingeschlucket werden, sich auch sowohl lebendig genossen, als erst durch die innere Wärme im Leibe ausgebrütet ganz wohl in demselben einige Zeit bey leben erhalten können; diese greifen

greifen sodann das Ingeweid des Körpers an, verursachen Entzündung, Faulung, und des Viehes Tod. — Wenn diese bis-
 hero vielleicht unbekannt gewesene Ursache des Viehfallens nicht
 glaubwürdig scheinen will, der beliebe folgendes zu erwegen. Ich
 kamme in einem Sommer nacher Wienerischneustadt, ergöhte
 mich mit spazieren gehen, und da auf der Waide einige von Na-
 tur überaus wunderbare Gewächse wahrnahmte, so besahe ich sel-
 be mit einem guten Vergrößerungsglase; Allein wie sehr erstaun-
 te ich, als zu gleicher Zeit ganze Legionen kleiner Thierchen auf
 der daselbstigen Gegend weit, und breit gewahr wurde, — un-
 möglich wollte es mir beygehen, daß bey diesem Umstand das Vieh
 gesund verbleiben könne, erzählte also dieses einem meiner dortor-
 tigen Freunden, der für seine Hausnothdurft 5 Kühe hielt,
 und sagte ihm bey ferneren Waidtrieb eine Krankheit vor. Es
 wurde zwar dieses mit der lachenden Antwort aufgenommen, daß
 keine Finsterniß gewesen, und kein Mehlthau gefallen, das Gras
 sehr schön stünde, auch das Vieh in dem allerbesten Gesundheits-
 stand wäre, die Insekten aber keine Betrachtung verdienten. —
 Ich habe auf alles dieses nicht mehr gedacht, als mir nacher Wien
 die Nachricht zukam, daß in Neustadt das Vieh gewaltig um-
 gestanden sey. Eine gleichmäßige Entdeckung machte ich in
 Bayern, und dann in der Gegend von St. Völken, die Folge
 ware auch eben die vorige, man fandte sogar in den gefallenen er-
 öfneten Stücken noch die junge den Tod verursachende Brut.
 Vor mehreren Jahren begabe ich mich nacher Böhme, und da
 in dem Böhmerkreysse wegen nicht sobald verschafft werden können-



den Mittagmale etwas spazieren giengen, nahm ich eine entsetzliche Menge von diesen oftbesagten Unziefen wahr, und weilten eben daselbst ein Viehsterben einzureissen begunnte, so schriebe ich in Ermanglung einer anderen glaubwürdigen Ursache diesen die Schuld zu. — Allein den dortigen Leuten beliebte es dieses Unglück vielmehr einem vielleicht gefallenem, und übersehenem Mehlthau beyzumessen. Ich würde viel zu weitläufig werden, wenn mehrere derley Beobachtungen hier anführen wollte; nur dieses muß ich noch erwehnen, wie ich seit dem jederzeit bemercket habe, daß das Umfallen des Viehes in diesen Jahren gar nicht, oder doch weniger wüthete, in welchen entweder durch eine sehr strenge Kälte, oder lange angehaltene Feuchtigkeit die Eyer der Insekten natürlicher Weise stärker sind zerstöret worden. Auf den höheren Anhöhen, und Gebürgen, habe derley Brut entweder gar nicht, oder doch nur sehr wenig angetroffen, vermuthlich weilten die kriechende, und sich wälzende kleine Geschöpfen nicht wohl höher hinauf kommen mögen, auch die fliegende lieber die Ebene, und Thäler suchen, und wegen ermanglender Bequemlichkeit die Eyer auf den Bergen nicht so leicht niedergelegt, oder doch vom Winde und Regen wiederum in die Tiefe geführt werden. Dahero unter jenen Heerden, die bloß auf Anhöhen ihre Waide haben, auch nicht soviel Krankheiten entstehen. — Bey so vielen mehr denn wahrscheinlichen Beobachtungen hoffe ich für keinen Sonderling gehalten zu werden, wenn ich ganz ungezweyfelt darauf beharre, daß bloß durch die von dem Vieh auf der Waide eingeschluckte Insekten bereits sehr viele Seuchen entstanden sind.

Die sechste eigentliche Ursache des Viehsalles mag man dem Neid, und anderen Bosheiten der Menschen zueignen, welche schädliche, ja giftige Sachen auf die ihnen bekannte Waide, und Trankörter austreuen, um das Vieh zu tödten. Es ist zwar eine recht unmenschliche Bosheit! Allein hat uns nicht die Erfahrung schon öfters als einmal belehret, daß ein neidischer Nachbar dem andern Haus, und Hof, ja ein ganzes Dorf abgebrannt. — Daß einer Menge, bey einer Tafel versammelten Gästen auf einmal mit Gift vergeben, oder sonst verschiedenen Menschen nach dem Leben gestrebet wurde; und sollte ein gleiches nicht auch Jeweilen bey dem Vieh geschehen? Da diese Sache weit leichter, als vorerwehnte Fälle, zu bewerkstelligen ist, auch hierbey einige, ob schon mit grossen Schaden, anderer ihre gute Rechnung finden, besonders wenn den Freyleuten, oder Waasenmeistern gestattet wird, nebst Abnehmung der gewöhnlichen Tax auch die Haut des Viehs, und das Inschlicht sich unentgeltlich zu Nutzen machen. Da man nun auf derley boshafte Begebenheiten nicht einmal gedenket, und andere Ursachen der Krankheit auch nicht ergründet werden mögen, so muß eine, etwa von dem boshaften Thäter selbst erdichtete Ausdeutung, — eine Finsterniß, der Mehlthau, die vergiftete Luft, — ja wohl gar eine eingebildete Here einen solchen landverderblichen Streich veranlasset haben.

Diese also sind die hauptsächlichsten eigentlichen, wahren Ursachen der meisten Viehseuchen, welche beynah alle ihren Ur-

sprung in der gemeinen Hutwaide nehmen. Dahero halte ich für das erste, und sicherste Präservativ die Abstellung dieser Waide, wo solches etwa noch nicht in Erfüllung sollte gekommen seyn; denn sobald dieses geschieht, da ist das Vieh vieler Krankheit verursachenden, oder wenigstens darzu beytragenden Ungemächlichkeiten überhoben; — Es hat keinen weiten, steinigten, kothigen, oder staubigen Weg mehr des Tages zwey, oder viermal zu machen, — keinen Wind, Kälte, keinen Hagel oder Regen, keine Hitze, und marterendes Stechen der Mücken auszustehen; Es ist in der Sommerszeit in temperirten, im Winter aber in warmen Ställen; auch ist es keinen Reifen, Nebeln, Mehlthauen, Finsternissen, weder der Bosheit böser Menschen so leicht ausgesetzt. — Es wird keine schädliche, oder wohl gar giftige, noch mit den ansteckenden Unrath des kranken Viehs besudelte, oder mit Koth, Staub, und Würmchen besetzte Kräuter genossen; immassen derley Ungeziefer vor der rauschenden Sichel, und vor den Händen, durch welche ein solches Gras öfters passieren muß, von selbst fliehet, oder doch von den Viehwartern gleichwie die nachtheiligen Pflanzen weg geschafet werden. — Das Vieh wird täglich eine gleiche Nahrung, und statt dem in der Erhitzung hinein getrunkenen garstigen Wasser nun gutes Getränke bey (so zu sagen,) kaltem Blutte bekommen; — Es wird keine Gemeinschaft mit dem kranken Thier haben, mithin von desselben Hauch, Ausdünstung, und Feuchtigkeit nicht angestecket werden. Es ist zwar nicht ohne, daß auch bey abgestellten Gemeinwaiden jedannoch manches Stück erkranken wird,

Gesal-

Gestalten alle Geschöpfe der Gebrechlichkeit unterworfen sind ;
 Es mag vielleicht auch ein, und anderer Stall, besonders wo
 der gesunde Theil von dem kranken nicht geschwind entfernt wird,
 geleeret, allein nicht mehr so leicht ganze Orthschaften, Kreyse,
 und Länder des so nöthigen, als nutzbaren Viehes entblöset
 werden.

Ein zweytes Präservativ scheint mir das Steinsalz zu
 seyn, welches keine Erhizung des Geblüts, weder ein Fäulung
 noch Erhärtung zuläßt, auch die Verdauung ungemein beför-
 der. — Allein von dessen guter Wirkung zu geschweigen, be-
 ruffe ich mich blos auf jene Zeiten, in welchen dasselbe dem Vieh
 noch vorgeleget wurde, und auch die Viehseuchen weit was selt-
 sammeres waren. In den Ländern, wo das Vieh dieser Salz-
 schlecke noch genüsset, ist dasselbe überhaupt auch gesünder, und
 dauerhafter; Ja die Nüzlichkeit dieses Wesens erstrecket sich
 zum Wohl der Thiere so weit, daß wenige Krankheiten sind, wo
 demselben nicht gemeines Kochsalz bey Entstehung des anderen
 beygebracht wird. — Allein ich lege den Finger auf den Mund!
 Da aus allerhöchster Entschlüssung die Einfuhr des Steinsalzes
 verboten ist; Ich will dahero auch keine Berechnung anstellen,
 ob der Nutzen, so aus diesem Verbot erwachset, grösser als der
 Schaden, der seit dem die Länder mit so vielen Seuchen drücket.

Das dritte Präservativ, und Vorkommungsmittel ist,
 wenn man dem Vieh alljährlich eine Ader öfnet, auch demselben
 ein



ein Purgativ beybringt, — und weilien das Thier fürs künftige bloß im Stalle soll genährt werden, so kann es nicht undienlich seyn, wenn solches bey schönen heiteren Tagen jeweilen etwas spazieren, und im Sommer in ein Wasser geführet werde, indem selbes nicht nur den anklebenden Staub, dann andere Unreinigkeiten besser weg nimmt, sondern auch abkühlet, die Schweisslöcher offen haltet, und die böse überflüssige Feuchtigkeiten am bequemsten ausziehet. Wo aber das Vieh jedannoch auf die Waide getrieben wird, da soll solches niemalen nüchtern, sondern wenigstens mit etwas Heu gespeiset, und gut getränkt geschehen, weilien dasselbe nachhin nicht nur besser vor ungesunder Luft, und dem Hauch eines kranken Stückes gesichert ist, sondern auch nicht mehr so begierig nach den nächsten besten Kräutern, und garstigen Wässern trachten wird, wodurch vielleicht nebst der Genüßung des vielen Ungeziefers die meisten Seuchen entstanden sind. Man muß aber über alles dieses wohl besorgt seyn, daß dem Vieh nicht das geringste von gefrohrnen Ruben, Kohl, Gras ic. gereicht, sondern vielmehr alles dasjenige, was gefrohren war, oder erst nach gefallenem starken Reif, und Nebeln eingebracht worden, mit einem warmen Haaberwasser, unter welchem, auch jeweilen einige zerdruckte Kronawethen, oder Wacholder seyn sollten, abgebrühet werde. Die Beobachtung dieser ganz leichten Methode, wird jederzeit von der erwünschtesten Wirkung seyn.

Das

Das vierte Verwahrungsmittel ist, wenn man wenigstens zur Zeit eines stärkern Viehsterbens unter das Futter, oder Getränk auch ein Seidel gesundes Vieh- oder Menschenwasser darunter mischet, so kann sich jedermann von diesem nichts kostenden Unternehmen Wunder versprechen. — Ohne natürliche Ursachen anzuführen, thue ich dieses blos aus Erfahrungen erproben. Zu Hochstrass bey Raab in Hungarn wurde dem Vieh von den meisten der evangelischen Gemeinde bey androhender Gefahr unter dem Futter, und Getränke etwas Menschenwasser beygebracht, es bliebe durchaus gesund, da das andere ganz aufgerieben worden ist. Auf einer gräflich Ruffsteinischen Herrschaft Rapyolttenkirchen hat die gewesene Verwalterinn mit Namen Edmüllnern dem Hornvieh öfters unter das Getränk vom Viehwasser geben, oder das Futter damit befeuchten lassen, andurch aber diese Thiere bey gefährlichen Viehfällen nicht nur jederzeit gesund erhalten, sondern auch grösten theils durch diese Mittel von verschiedenen anderen Zuständen befreyet. Desgleichen befand sich in dem gräflich Grundemannischen Schlos Süssenbrunn unweit Grasdorf auffer den Donaubrücken bey Wien ein alter Teich, in welchem sich nicht wenig Menschen- und Viehwasser sammelte; das obrigkeitliche Vieh wurde gleich von Jugend auf gewöhnt von diesem Wasser zu trinken (so aber fremde Stücke nicht thaten,) und solches geschah jederzeit vor dem Ausdamm nach dem Eintrieb; — Der bis 40 Jahre daselbs gewesene Verwalter Schulz bezeugte, daß bey allen auch sehr oft in dem Orte

I selbst



selbsten gewesten Seuchen das herrschaftliche Vieh einzig durch den Gebrauch dieses Mittels allzeit aufrecht erhalten worden.

Es würde überflüssig seyn mehrere Zeugnisse von der guten Wirkung dieses Wassers, wovon mich auch glaubwürdige Personen in Oesterreich ob der Ens, Böhheim, Mähren u. versichert haben, anzuführen; — Doch scheint mir eine Behutsamkeit sehr nöthig zu seyn, daß man bey wirklich grassirenden Vieh Krankheiten viel lieber Menschen- als Viehharn gebrauchen sollte, weilen sich nicht jederzeit gleich wahrnehmen läßt, daß das Thier ungesund, mithin durch den Genuß derley ungesunden Wassers die Krankheit den munteren Stücken erst beygebracht werden könnte.

Das fünfte Präservativ ist, das derjenige, welcher ein krankes Stück hat, die gesunden sogleich absondere, ihnen nach der Aderlaß ein gutes Abführungsmittel beybringe, auch von ganz anderen Personen, als welche mit dem Kranken umgehen, gute Wartung angebedeyhen, nicht minder Nahrung und Getränke aus solchen, bey dem mit einem Uebel behafteten Vieh nicht gebrauchten Gefäßen reichen lasse, den Stall öfters mit Kronawethen herauchere, und dieses auch in jenem Falle, wenn sein Nachbar krankes Vieh hat, oder dasselbe stärker als gewöhnlich umzustehen pflegt. Einige zerquetschte Kronawethbeere unter dem Futter beybringen, auch solches mit etwas Salz besprengen, dann im Stalle Einbeerkraut, und gespaltene Zwiebel aufhängen,

gen, solch letztern auch dem Vieh um den Hals binden, selbes nach Maßgebung der Umstände so viel nur möglich auffer dem Hause in freyer Luft, jedoch an einem von Menschen, und Vieh ganz abgelegenen Ort bringen lassen, wird gewis den besten Erfolg gewähren.

Für das sechste Präservativ nehme ich die Inokulirung des noch gesunden Viehes, bey einer vorhandenen wirklichen Seuche, oder auch in diesem Falle an, wenn jemanden ein Stück erkranket, er aber das gesunde nicht wohl, oder wenigstens nicht hinlänglich entfernen kann, solchem lieber die Krankheit einimpfen zu lassen. Es wird dieselbe, wie es die Erfahrung schon satz- sam erwiesen, ganz leicht überstehen, und dem armen Landwirth- schafter zum ferneren Nutzen seyn. Böhme könnte uns diesfalls viele Proben an Tag legen. — Aber was braucht es viel! da wir bey der aller Orten fürnehmenden Inokulirung der Men- schen die allerschönsten Wirkungen täglich ersehen.

Von den Präservativ- zu den Kurativmitteln zu schrei- ten, so bekenne ich zum voraus, daß die medizinische Wissenschaft mein eigentlicher Beruf nicht ist; ja, wenn ich auch wirklich ein Arzt wäre, so könnte ich zu Heilung eines kranken Viehes noch etwa unerfahren genug seyn; — Ich ahme aber in diesem Stücke jenen Authoren nach, die in der Arzneywissenschaft vie- leicht noch weniger Kenntniß als ich hatten, und dennoch sich auf die Erfahrung, auf die Aussage redlicher, verständiger Männer,



und auf bewährte Vieharzneybücher stehend, ihre Werke dem Publikum nützlich machten.

Ich habe hier nichts mit solchen Heilungsmitteln zu thun, welche sich nur auf weis nicht was für besondere Fälle anwenden lassen, sondern alleinig mit diesen, die in allgemeineren schweren Krankheiten, und Viehseuchen dienlich sind. Es fällt mir auch auch um so leichter, als ich die eigentlichen Ursachen des allgemeinen Viehsterbens in ganz wenige Punkte eingeschlossen habe, die nach abgestellten Gutweiden, und angewendeten Präservativen bey nahe gänzlichen aufhören müssen, mithin auch nur weniger Gegenmittel bedarf, um das erwünschte Ziel zu erreichen. — Nur muß ich nochmalen erinnern, und kann diese höchst nöthige Vorsicht nicht genug einprägen, daß man bey verspürender Krankheit des Viehes alle Gemeinschaft mit demselben sowohl, als mit den diesen thierischen Patienten abwartenden Personen genau vermeiden müsse; würde dieser Rath jederzeit seyn befolgt worden, so bin versichert, daß bereits unzählige Viehfälle unterblieben wären.

Fast alle uns bekannte Viehseuchen haben ein hitziges Fieber, das allenfalls mit einem Durchlauf, oder Verstopfung verknüpft ware, zum Grunde gehabt, wieder welches folgende Mitteln eine überaus gute Wirkung uns um so mehr versprechen, als selbe in verschiedenen Umstehen des Viehes den besten Ausgang vor anderen erprobet haben. — Vorzüglich ist der Stall mit

Krona-

Kronawethen, oder (wenn die Behutsamkeit nicht zu Klein, und die Gefahr nicht so groß wäre) noch besser mit Schießpulver, Frühe, Mittags und Abends auszurauchen, auch im Stalle zerschnittener Zwiebel, Knoblauch, und Einbeer, sonst Pariskraut genannt, aufzuhängen; nebst ein, oder im Nothfall zweyen Setazien, durch welche schwarze Nießwurz, oder eine im Terpentin eingetauchte Schnur von Rosshaar gezogen wird, gleich Anfangs eine gute Aderlaß von etwa 2 H Blut vorzunehmen, das Vieh mittelmäßig warm zu halten, der Mund mit dem gewöhnlichen, diesfalls schon bekannten Essig, und Salz des Tages öfters wohl auszuwaschen, und endlich nach Beschaffenheit der Umstände eines, oder des anderen der folgenden Hilfsmitteln sich zu bedienen.

Ein Rußischer Leibmedikus Namens Fischer, hat nachstehendes an Händen gelassen, wodurch fast das gesammte Vieh im Liefländischen bey einem gefährlichen Durchfall erhalten wurde. — Man nimt Galgant, Vermuth, giebt solche gestoffene Kräuter dem Vieh mit Haber, oder gesalzenen Kleyen zu essen, ein laulichtes Getränk mit ein Handvoll Sauertaig vermischt, dann alle Abend mit Mehl, und Korn Brandwein angemachte Kuchen, darinn etwas vom Taback und Senfmehl eingewürket ist; des Morgens muß man ihm ein Loth brauner Seifen, und ein wenig geriebenen Knoblauch beybringen; im heftigen Durchlauf aber wäre die Seife beyseits zu lassen.



Die Holländer geben im Durchbruch nichts als kurz geschnittenes Stroh mit Salzwasser besprenngt so lang, bis das erkrankte Vieh wiederkauen kann, worauf sie solches mit Gras, oder Grumet füttern; — Sie pflegen auch 2, 3 Tage jedesmal ein paar Löffel voll laulichtes rothes Kubenöl einzugüssen. Einige nehmen auch ein viertel Seidel Leinöl, und eben so viel Hönig samt den Wachshülßen untereinander gekocht, geben solches laulicht ein, — so es aber nicht hilft, nehmen sie ein halb Loth Rhabarbara, kochen selbe durch eine halbe Stunde in einem starken halben Seidel Wasser, gießen es ab, seihen den Saß durch, und werfen den übrig bleibenden groben Grund hinweg. Dieses Getränk geben sie dem kranken Stück täglich zweymal, bis der Durchlauf aufhört; nebst dem bestreichen sie den Rücken des Viehes mit warmer Buttermilch mittelst eines Tuches, und halten den Stall immer mäßig warm; zu einiger Erfrischung reichen sie einige Stücklein Enzian in gesalznen Weizenkleyen, und schmieren die Schnauzen mit ein wenig scharfen Weinessig, Brod aber geben sie wegen der härteren Verdauung keines. — Dieses kann man in der That für eines der allerfürtrefflichsten Mitteln halten, weilen wir hievon das Probstück haben, daß andurch nicht nur in Holland, sondern auch in Böhmeim viele tausend Stücke Viehes sind erhalten worden.

Wenn aber der Durchlauf fast gar nicht zu stillen ist, und man kann Aloe epatica haben, so stosse man solche klein zu Pulver, vermische es in Wein, und gebe dem Vieh 2 Loth

drey

drey Tage nacheinander. Dieses ist ein unvergleichliches Mittel, sonderbar in diesem Falle, wenn der Durchbruch wegen eingeschluckten Insekten, Spinnen, oder deren Gewebe, welches durch ihre zusammen ziehende Kraft die Unverdaulichkeit, auch durch aber eben das Abweichen verursacht, entstanden ist.

Sonst aber pflegen sie in Großbritannien, wie in den vereinigten Provinzen bey einer hitzigen Viehseuche folgende Englische Kur mit erwünschter Wirkung zu gebrauchen. Sie lassen dem Vieh ungefehr 2 \mathcal{H} Blut; durch die von der Kehle abhängende Haut ziehen sie mittelst eine Pfriemen eine schwarze Nießwurz, oder geflochtenes Rosshaar mit Terpentin geschmiert, wenn aber dies in ein paar Stunden kein Geschwulst aufzieht, so wiederhollen sie ein gleiches an den Lenden; Zwey Stunden nach diesem Setativ geben sie folgenden Trank, — eine Pintz Bier lassen sie zur Helfste einsieden, mengen eine halbe Handvoll Ruß, zwey Loth zerstoffenen Senft, samt zwey Eiern darunter, und giessen es ein, dann werfen sie auch unter das Trankwasser ein halbes Maßlein klein gemahlenes Malz; Bey dem durchgezogenen Haarseile zeigt sich sodann eine Geschwulst, die endlich ausflüßet, und das Vieh geneset gemeiniglich innerhalb drey Tagen.

Sollte das Vieh ob den Genuß schädlicher Kräuter im Leibe aufzuschwellen begünnen, und ihm der Unflat gestellet werden, so ist nichts bessers befunden worden, als in einer Pintz

Aschen-



Afchenlauge einen Vierting Seife zerlassen dem Vieh eingegossen, und solches hierauf eine gute Weile herum getrieben.

Wenn das Thier wegen eingeschluckten vielen Staub, Spinnenweben, Insekten u. krank wird, und Verstopfung leidet, so läßt man zeitlich die Lungenader, mischt dann zwey Loth klein zerschnittenen Teufelskoth in ein Seidel Wein- oder scharfen Biereßig, ein halbes Seidel Lein- oder Baumöl, nebst einigen Federln Safran dem kranken Stück eingegossen; Sollte es innerhalb 24 Stunden nicht durchbrechen, so wäre dieses zu wiederhollen, auch darzu vom Gerstenmehl Getränk zu geben, und mit Gerstenstroh zu füttern.

Desgleichen, so ein Vieh vieles Ungeziefer, oder derselben fast unmerkbare dem ausfallen nahe geweste Eyer mit dem Grase eingefressen, gießt man dem kranken Thier eine halbe Kuhmilch ein, worinnen etwa 5 Feigen, und 8 Datteln gesotten worden; mengt man ein wenig Safran, oder Zimmet darunter, so ist es um so besser. In einer Stunde darauf bringt man dem thierischen Patienten eine Clystier bey. — Wie denn auch wieder die Spuhlwürmer ein Eßlöfel voll gepulverter Sauerampfer unter ein gutes Futter gemischt, sehr dienlich ist.

Wenn das Vieh von unreinen faulen Wasser, oder vergifteter Waidnahrung umfällt, so nimmt man von jeder Gattung gleichviel, als: Angelika, Allantwurz, Pimpinell, Lorber, Wein-

Weinrauten, Kronwethbeer, gefeiltes Hirschhorn, siedet es im Essig mit ein wenig Knoblauch, und giebt es nach Stärke des Viehes ein.

Diese sind also jene, Präservativ, — und Kurativmitteln, welche mir die vürtrefflichsten zu seyn geschunen, weiln solche bereits die Erfahrung vor tausend anderen am nützlichsten zu seyn bewähret hat, — und meines Erachtens dārffte schwer jemand derzeit im Stande seyn bessere, und zuverlässigere vorzuschlagen, als eben diese sind, deren guter Ausgang uns bereits vielfältig überzeiget hat; Denn wenn uns auch die allerkräftigsten neuen bisanhero unbekannt, oder unversucht gewesten Arzneyen an Handen gegeben würden, so wären wir doch ohne vorhero abgeführten Proben gar nicht versichert, daß selbte bey sich, ergebenden Falle, auch die angehoffte Wirkung verschaffeten.

Dieweilen aber die Seuchen aus vielfältigen Ursachen, wie wir im Eingang ersehen haben, überhaupt auch aus einer jeden ansteckenden Krankheit eines auch nur einzelnen Stückes entstehen können, wenn nicht alle Gemeinschaft des ungesunden Viehes, und der demselben wartenden Personen mit allen übrigen Geschöpfen genauest unterbrochen wird, oder wenn man den mit dem infizierenden Uebel angeschwängerten Unrath aus dem Stalle in die freye Luft bringt, dessen Ausdünstung auch das benachbarte Vieh anstecket; So pflegen diese verschiedenen Ursachen, gemeiniglich verschiedene Wirkungen nach sich zu ziehen, es müssen



dahero die Gegenbehalte eben nach Art der Krankheit eingerichtet seyn; Da es aber ganz natürlich, daß mit diesen desto geschwin- der, und richtiger die gewünschte Genesung erzielet wird, je schleimiger, und anpassender die Hilfe ist, als wäre der Meinung, daß bey einer eingreifenden Viehseuche nicht nur der äußerlichen natürlichen Ursache, sondern auch der innerlichen Krankheit selbst so geschwind als nur möglich auf den Grund solle nachgespüret werden, und dahero sehr gut seyn dürfte, wenn ein paar Stricke bald nach dem Anfang ihrer Krankheit, dann in Mitte derselben ein anderes Paar geschlagen, nebst einigen bereits gefallenem zer- gliedert, und von dieser Sache verständigen auf das allergenau- este untersucht würden. — Auf diese Weise mußte man ja den Ursprung, und das Uebel samt dessen Fortgang weit gründlicher einsehen, als bis anhero geschehen ist, da man höchstens nur das heimgegangene Vieh untersuchte, wo doch der Gebrauch der Arzneyen, und anderer Hilfsmitteln, die Länge der Zeit, dann die Quaalen des Todes in dem inneren des Körpers grosse En- derungen haben verursachen, uns aber eben andurch auf irrige Gedanken bringen können. — Wird man aber zuerst die Ursa- chen, und des Viehes Krankheit zuverlässig taufen können, so mag es sodann an wirksamen Gegenmitteln gewis nicht fehlen.

Zum Beschluß muß ich noch eines Wunsches, den ich schon lange hege, und der mir noch immer auf dem Herze liegt, gedenken; — Er bestehet hierinnen: daß auf den kais. köntgl. Erbländischen Universitäten die Lehrer der medicinischen, und chi- rurgi-

rurgischen Wissenschaften durch eine allerhöchste Verordnung möchten angewiesen werden, ihren Schülern einen genauen Begriff von der unvernünftigen Thieren Krankheiten, Kennzeichen, Vorkommungs- und Heilungsmitteln standhaft bezubringen, bey dem gewöhnlichen Examen sie hieraus zu prüfen, und endlich ihnen die freye Uebung ihrer Kunst nicht anderst zu gestatten, als daß sie sich dahin verbinden, bey wirklichen Viehseuchen, den damit beschwerten Gemeinden unentgeltlich, — bey einzelnen Krankheiten aber, wo nicht eben aus Liebe des Nächsten und des Vaterlandes, gegen einer sehr geringen Bekanntheit zu dienen. — Könnte man aus einer so leichten, für das arme Vieh sowohl, als den Kontribuenden, und dem Staate so ungemein nützlichen Vorkehrung nicht weit etwas ersprießlicheres hoffen, als wenn der betrangte Bauer sein krankes Vieh, seinen einzigen Reichthum einen einfältigen Hirten, gewinnstichtigen Baassenmeistern, oder abergläubischen alten Weib überlassen muß.

Vielleicht hat unser Land auch das Glück einmal einen Lehrstuhl von diesem Fache zu erhalten, da die Durchlauchtigste Monarchinn im Jahre 1765 die Bergstadt Hydria mit einem Lehrer der Mineralogie und Metallurgie versah, wie dann auch uns seit 6 Jahren mit einem Oekonomischen beschenkte, bevor eine andere Provinz des Reichs, sich einer ähnllichen Guttath schmeicheln konnte: Und wer sieht den Nutzen von solchen heil-



samen Anstalten nicht ein? * gewiß nur der Lohbsinnige! Ein Lehrer der Vieharzney müßte jederzeit mit ganzem Fleiße diesen Geschäfte obliegen, damit keine Hauptviehkrankheit einreisse; bis diese Stunde ist solches nur dem an wenigsten Kenntniß davon habenden Menschen aufgetragen worden. Ein solcher Mann, wenn er seine Schuldigkeit mit genugsamer Einsicht erfüllet, muß gewiß dem Lande keinen kleinen Nutzen verschaffen, der die geringe Unkosten tausendmal überwiegt; denn wie groß ist nicht das Kapital was im Rindviehe und Pferden steckt! Wie wichtig ist nicht das erstere zu des Menschen Unterhalt, und das zweyte im Kriege! —



* Wenn der Professor nur seinen Pflichten nachlebt, und auch nach leben kann; Die Fähigkeit setze ich zum voraus.



Von dem Verhältnisse der Menge des
Geldes in einem Staat, gegen die Menge
der Menschen und Waaren.



Von

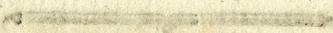
Johann Friedrich Krüger,

Königlich wirklichen Kommerzienrath, und Mitgliede der königl.
Schwedischen Akademie der Wissenschaften in Stockholm, und der hie-
sigen Gesellschaft des Ackerbaues und nützlichen Künste.





von dem Reichthum der Sprache des
Geldes in einem Staat, gegen die Sprache
der Wissenschaft und Tugenden.

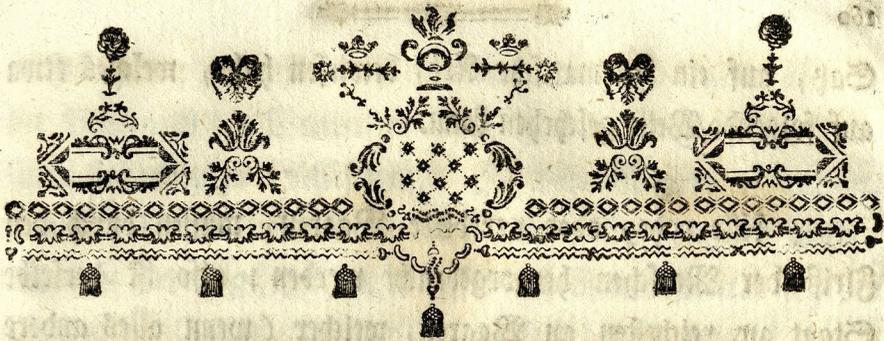


von

Johann Friedrich Schlegel

Lehrer der Philosophie an der Universität
zu Bonn, und Mitglied der
Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften.





Es ist beynah in allen Zeiten als eine ausgemachte Wahrheit angesehen worden, daß die Glückseligkeit eines Staats auf die Menge des Geldes beruhe; indem dieses der nervus rerum gerendarum sey, mit welchem man sich alle Bedürfnisse dieses Lebens anschaffen könne. Ob nun gleich dieses letztere, in gewisser Maaße, seine Richtigkeit hat, so wird doch die Folge, welche man daraus ziehet, nämlich: daß ein Staat niemals zu reich an Gelde seyn könne, ohne zureichlichem Beweis angenommen. Denn man darf nur, mit einem aufmerksamen Auge, den Zustand verschiedener Länder, in ältern und neuern Zeiten, in Absicht auf ihre Nahrungen, betrachten; so wird man deutlich finden, daß die wahre Glückseligkeit eines Staats, nicht auf die Menge des Geldes, an und für sich selbst, sondern auf das Gleichgewicht desselben, gegen die Menge der Menschen und Waaren, beruhe. Dieses werde nachhero sowohl mit deutlichen Anmerkungen, als mit Beyspielen, zu erläutern suchen; nachdem ich zufoerst meinen
Satz,



Satz, auf ein systematische Art, bewiesen habe, welches etwa auf folgende Weise geschehen kann.

Alle rohe, oder veredelte Waaren, müssen durch den Fleiß der Menschen hervorgebracht werden: also ist derselbe Staat am reichsten an Waaren, welcher (wenn alles andere gleich ist,) am reichsten ist an Menschen. Weil aber das Geld der allgemeine Maasstab ist, womit Dienste, Arbeit und Waaren, können abgemessen werden; so müssen Menschen, Waaren und Geld, in einem Staat correlata seyn; das ist: die Anschaffung, oder Verarbeitung einer gewissen Anzahl Waaren, erfordert eine gewisse Anzahl Menschen; und diese wiederum eine gewisse Anzahl Geldes; um sie zu beschäftigen, und allen die täglichen Bedürfnisse zu verschaffen. Bey dem Tausch der einen Waare, gegen die andere, beruhet das Ebenmaß auf die grössere, oder kleinere Seltenheit der einen Waare, im Verhältnis gegen die andere Waare. Nun ist das Geld diejenige Waare, gegen welche alle andere Waaren können eingetauscht werden; folglich beruhet der Preis der letzteren, auf die Vielheit der ersteren Waare, oder des Geldes; und beyde stehen wiederum allezeit in einem gewissen Verhältnis, gegen die Anzahl der Menschen. Es muß daher von zween Staaten, derjenige, welcher die meisten Menschen mit gleich vielem Gelde in Arbeit setzet, seine Waaren am wolfeilsten haben; und dagegen derjenige, welcher, mit gleich vielem Gelde, weniger Menschen beschäftigt, seine Waaren theurer bezahlen. Je mehr Waaren verbrauchet werden: desto mehre-

re Hände werden erfordert, dieselbe hervor zu bringen: also ist der Verbrauch der Waaren nothwendig, um den Fleiß der Menschen beständig zu beschäftigen. Je mehr Waaren verfertigt, und je höher sie veredelt werden; desto mehr Menschen werden dabey in Arbeit gesetzt, desto besser und öfterer strecket sich der Umlauf des Geldes, zu aller Einwohnern des Staats.

Aus diesen Grundsätzen können manche Wahrheiten gezogen werden, welche einen grossen Einfluß in die Staatswirthschaft haben, und wovon einige wenige hier zum Beyspiel anführen will, als:

1) Wenn der Geldstock eines Staats, durch andere Mittel, als den Wachsthum der Nahrungen, vergrößert wird; so muß der Preis des Arbeitslohns und der Waaren steigen, und solches nach proportion des geänderten Gleichgewichts, zwischen Geld, Menschen und Waaren. Und je schleuniger eine solche Bereicherung vor sich gehet, je geschwinder folgt der Verfall der Nahrungen und Gewerbe. Diese Bereicherung (nämlich durch andere Wege, als den Wachsthum der Nahrungen) geschiehet insonderheit durch Eroberungen, durch Ausbeute der Gold- und Silberbergwerke, und durch papierenes, oder Kreditgeld. Von der ersten Gattung haben wir mehr Exempel in alten, als neuen Zeiten; und wird es genug seyn, sich hier auf das Beyspiel der römischen Republicque zu beziehen. Im Anfang,



ja drey bis vier Secula hindurch, gedachte sie an keine andere Eroberungen, als nur so viel Land zu gewinnen, daß mehr Menschen dabey ihre Nahrung finden, und dadurch die innerliche Macht des Staats vergrößert werden möchte: weswegen auch das eroberte Land, in gleiche Stücke, nämlich zwey jugera für jede Familie, getheilet ward. Nachhero ward es einigen Bürgern erlaubt, sieben, und endlich 500 jugera zu besitzen: Der Mißbrauch nahm dadurch mehr und mehr überhand; bis endlich alle asiatische Reichthümer in einem kleinen Bezirke von Italien zusammen flossen. Da ersticke das überflüssige Gold und Silber den Staatskörper; der Ackerbau und andere Nahrungen schickten sich nicht weiter für freye römische Bürger, für Ueberwinder der Welt, sondern bloß für Sklaven, und etliche wenige eigensinnige Philosophen; Pracht und Weichlichkeit verderben die Sitten; Ehren und Würden wurden dem zu Theil, der am meisten bezahlte; Die höchste Obrigkeitliche Gewalt selbst fiel dem meistbietendem zu; und darauf folgte der gänzliche Verfall des römischen Reichs, wozu die Hauptursache insonderheit, in der gänzlichen Zerrüttung oberwähnten Gleichgewichts zu suchen ist. In Ansehung der Gold- und Silberbergwerke bin ich von den Gedanken, daß, so lange die Ausbeute nicht vielmehr, als die Unkosten und den Arbeitslohn, beträgt; dieselben mit Nutzen können angebauet werden: weil alsdann der Staat zwar einen größeren Zufluß an der materie des Geldes erhält, aber dieselbe zu Beschäftigung mehrerer Menschen anwendet, welche, wenn sie ihr Auskommen haben, auf die Vermehrung ihres Geschlechts bedacht

bedacht sind. Wenn aber im Gegentheil diese Bergwerke so ergiebig sind, daß durch wenige Hände große Ausbeute gewonnen wird; so muß solches die schädlichen Folgen haben: daß der Preis aller Waaren steigt; daß das überflüssige Gold und Silber, eine geringe Anzahl der Einwohner bereichert, und von ihnen zur Ueppigkeit angewendet wird; daß der gemeine Hauffe entweder, bey der Theurung, in Dürfftigkeit gerüth; oder sich auf die faule Seite leget, wenn er etwa Gelegenheit hat, bey gewisser Arbeit, in einem Tage so viel zu verdienen, als er in zween oder drey Tagen zu seinem Unterhalt gebraucht; und daß schließlich die nöthigsten und nützlichsten Nahrungen in Verfall gerathen; daß die Bevölkerung immer mehr abnimmt, weil viele ihr Leben in ehelosen Standeschliessen, oder sich in fremde Länder begeben; Kurz: der Staat bleibet zwar reich an Gold und Silber, aber arm an Menschen und eigenen Landeswaaren, oder (welches eben dasselbe ist) sein wahre Glückseligkeit wird in eine scheinbare verwendet. Daß Spanien hier ein deutliches Beispiel abgebe; solches kann mit so viel grösserer Gewisheit erwähnen, weil man diesen Fehler daselbst anjehzo genugsam einsieht, dahero auch die hohe Regierung sich alle preiswürdige Mühe giebt, die Nahrungen und Gewerbe in besseren Flor zu bringen. Daß der Mißbrauch des papiernen, oder Kreditgeldes, selbige, ja noch schädlichere Wirkung habe; solches dürfte nicht schwer zu erweisen seyn. Dieser Satz ziele, wie bereits erwähnt, einzig auf den Mißbrauch: denn ich bin keinesweges in Abrede, daß sonst das Kreditgeld, in einem Staat, nicht allein



nützlich, sondern auch höchst nöthig sey. Ich habe vorhin bewiesen, daß eine solche Vermehrung des umlaufenden Geldes, welche einzig zu Erziehung mehrerer Waaren, und folglich der Beschäftigung einer grössern Anzahl Menschen, angewandt wird, keine Steigerungen der Preise veranlassen könne, sondern vielmehr zur Erweiterung der Nahrungen dienlich sey. Man kann sich bey jetzigen Umständen, kaum eine Möglichkeit vorstellen, daß die inn- und ausländische Handlung eines Staats, ohne Kreditgeld könne getrieben werden; ja, es ist vielmehr gewiß, daß dieses, bey weitläufigen Gewerben, ein grösseres Kapital, als das baare Geld, ausmachen müsse. Weil aber dieses Kreditgeld wirklich Waaren representiret, zu deren Erzielung genuzet wird, und, nach kurzer Frist, wieder durch baares Geld eingelöset wird; so folget daraus, daß alles Kreditgeld, welches durch die Handlung hervorgebracht, und durch dieselbe wieder zernichtet wird, keinen Schaden verursache, sondern vielmehr, durch seinen geschwinden Umlauf, die Handlungsgeschäfte erleichtere, und denen Nahrungen einen unschätzbaren Nutzen zu Wege bringe. Aber eine anderer Beschaffenheit hat es mit solchen Kreditzetteln, welche sich auf Staatsschulden beziehen, wenn dieselben, gleich andern Gelde, in Umlauf gebracht werden. Weil selbige nicht mehrere Waaren als vorhin hervorbringen, welches ohne eine grössere Bevölkerung nicht möglich ist; so können sie auch keine neue Waaren representiren, sondern nur den Preis der vorigen steigern. Dieser Erfolg ist so viel gewisser, wenn zugleich die Anzahl der Menschen vermindert wird; welcher unausbleiblich

in Kriegeszeiten (da die meisten Staatsschulden gemacht werden) geschehen muß. Ich beruffe mich hier auf die Erfahrung, in und nach dem letzteren bey nahe allgemeinem Kriege in Europa, welcher bekanntermassen größten Theils mit papierenem Gelde geführt wurd. Aber was kostet es nicht auch anjese verschiedenen Staaten für Mühe, dieses *sal volatile* (um mich dieses Gleichnisses zu bedienen) so zu fixiren, daß die Unterthanen nicht dabey ruiniret werden? Ueberdem fließet noch ein anderes Uebel aus dem Staatsfehler, von welchem hier die Rede ist: weil dergleichen Zettel, welche auf Rechnung des Staats, im Handel und Wandel umlauffen, ihrer Natur nach, nicht mit dem baaren Gelde in gleichem Kredit stehen können; so wird dieses letztere, nach der Hand, weniger sichtbar werden, weil selbiges von allen gesucht, und theils wie ein Schatz verwahret, theils zum Kauf fremder Waaren genuzet wird, dahero es auch in Menge anderen Reichen zugeführt wird. England giebt uns hier ein deutliches Beyspiel: es wird von den engländischen Schriftstellern selbst als eine Wahrheit angenommen, daß in diesem Reich nicht mehr baares Geld, als 17 bis 18 Millionen Pfund St. zu finden sey; wogegen das papierene Geld allerhand Art, nach einer gewissen Authoren Bericht, auf 400 Mill. Pf. St. sich belauffen soll. (Journal de Commerce pour le mois du Janvier 1759. pag. 135) Obgleich, um dieses zu beweisen, daselbst sehr scheinbare Gründe angeführt werden; so will ich doch lieber, wie andere behaupten wollen, nur 200 Millionen setzen. Was hat aber diese ungeheure Menge Kreditgeldes, welche größten Theils aus



Staatsschulden erwachsen ist, nicht bereits für Schaden angerichtet? Es ist ja offenbar, daß der Landbau, die Manufacturen, die Handlung, daselbst immer mehr in Abnehmen gerathen; daß die Theuerung zusehens wachse, und viele 1000 fleißige Arbeiter aus dem Lande jage; daß auch die grosse Menge und leichte Anschaffung dieses papiernen Geldes, zu unglaublichen Korruptionen Anlaß gäbe; und daß mehr Geld, an Zinsen für Staatsschulden, aus dem Lande gehe, als durch auswärtige Handlung gewonnen wird. Ich will mit diesen Betrachtungen nicht weiter gehen; sondern bloß zu bedenken geben, wie es mit England aussehn würde, wenn etwa die Streitigkeit mit den Kolonien, oder sonst ein Krieg mit fremden Mächten, unglücklich ablaufen sollte. Hier könnten mehrere Exempel, auch von solchen Reichen, da die Staatsschulden keine so schädliche Wirkung haben, angeführt werden: aber, um Weitläufigkeit zu vermeiden, will es bey diesem einzigen bewenden lassen,

2) Alle Berechnung eines Staats, welche durch andere Mittel, als Vermehrung der Menschen und Waaren, geschieht; wird die Ursache einer schädlichen Ueppigkeit. Dieses dürfte wohl keines weitläufigen Beweises bedürffen, wenn man meinem, beym Anfange dieser Abhandlung, festgestellten Satz für wahr annimmt. Es wird aber die Sache noch deutlicher werden, wenn man zugleich erwäget, daß dergleichen einem Staat schleunig zugeflossene Reichthümer, welche vorherhin beschrieben, nur einer geringen Anzahl Einwohner zu Theil

Theil werden können, nämlich solchen, welche bessere Gelegenheit als andere haben, sich dieselben zu erwerben: dieses sind aber oft am wenigsten solche, welche sich mit Nahrungen und Gewerben beschäftigen. Nun ist der menschlichen Natur gemäß, daß ein jeder sowohl sich ein höheres Ansehen geben, als so viel wahre oder falsche Bequemlichkeiten und Vergnügen, als ihm möglich ist, sich anschaffen will: und diese Begierde wird so viel grösser, je leichter und geschwinder ihm die Erwerbung der dazu dienlichen Mittel geworden ist. Da nun in dem Staat, welcher so schnell reichlich bereichert worden, die Menge der Menschen, und folglich der Waaren, eben dieselbe, ja vielleicht weniger, als vorhin ist; so werden die reichen Einwohner das überflüssige Geld an aus- und inländische Waaren der Ueppigkeit wenden. Daraus werden, in einer natürlichen Ordnung, folgende schädliche Wirkungen erwachsen: man wird denen Verarbeitern der üppigen Waaren grössere Vortheile verleihen, als denen, welche die nothwendigen hervorbringen: dahero werden die Landleute ihre Arbeit verlassen, und grösseren, wie auch leichteren Gewinn, in den Städten suchen, der Geschmack zum Luxe wird immer mehr wachsen; die Vornehmen und Reichen werden die Geringeren damit bestrecken; die Bedürfnisse eines jeden werden immer grösser; darnach richten sich die Preise des Arbeitslohns und der Waaren, sowohl des Bürgers, als des Landmannes; die Ausfuhr der Landesproducten wird immer geringer, und in selbigem Maß mus die Anzahl der Arbeiter abnehmen; es werden weniger Ehen geschlossen; die geschicktesten Arbeiter begeben sich aus dem

Land;



Lande; die untauglichsten bleiben zurück, und legen sich auf die faule Seite, aufs Betteln, oder andere grobe Laster. Weil nun in einem solchen Staat die Menge der nährenden Einwohner immer mehr abnimmt; so muß er, mit der Zeit, gänzlich verwüstet, oder einem Eroberer zu Theil werden.

3) Alle Berechnung eines Staats, welche durch Vermehrung der Menschen und Waaren zu Wege gebracht, so auch wiederum dazu angewandt wird, und dergestalt den Fleiß der Menschen immer mehr beschäftigt; die kann zwar zur Ueppigkeit Anlaß geben, aber keiner solchen, welche dem Staat schädlich ist. Wenn man das Wort Ueppigkeit im weitläufigem Verstand annimmt; so wird der Ueberfluß im Essen und Trinken ebenfalls darunter begriffen. In Ansehung dessen aber muß hier die allgemeine Regel gelten: daß eine jede Ueppigkeit, welche die Sitten verderbet, und Physice schädlich ist, niemals Politice nützlich seyn könne. Es kann dahero eine Obrigkeit nie genug Wachsamkeit anwenden, um diesem Uebel vorzubeugen; welches aber allezeit besser durch gute Erziehung, Unterricht in der Religion und Exempel, als durch strenge Verbote geschehen wird. Dieses habe bloß zum voraus erinnern wollen, um allen Mißverstand zu vermeiden. Doch bin gewiß versichert (wie auch die Historie und Erfahrung bestättiget) daß die beständige Arbeitssamkeit selbst, welche in dem Staat, von welchem hier die Rede ist, mit Recht supponire, das sicherste Gegengift wieder dieses Uebel

Uebel sey, und daß also solches, so lange in dem Hauptgrunde keine Aenderung vor sich gehet, bey dem gemeinen Manne nicht leicht einreißen könne. Ich habe demnach hier einzig mit derjenigen Ueppigkeit zu schaffen, welche in Kleidungen, Meublen, Zierrathen, Equipagen, und dergleichen, bestehet; von welcher ich behaupte, daß dieselbe dem Staat niemals schädlich sey, so lange oft erwähntes Gleichgewicht erhalten wird. Diebey bin keinesweges in Abrede, daß auch diese, zufälliger Weise, Moraliter schädlich werden könne: weil aber diese Betrachtung zur Sittenlehre gehöret, und solchergestalt außer meinem Zweck ist; so will bloß dabey erinnern: daß diese Anmerkung nicht die Sache selbst, sondern nur den Mißbrauch betreffe, welche sie mit allen andern Dingen, die im menschlichem Leben genuzet werden, gemein hat. Es kommt hier alles auf die Gesinnung des Herzens an: und da glaube ich z. B. daß Diogenes, in seinem Weinfäß und zerrissenen Lumpen, ein hoffärtigerer Mann war, als Plato in seiner zierlichen Wohnung, und purpurnem Mantel; eben so wie ein Wilder in Amerika, in seinem schlechten Federpuß, sich oft mehr einbilden kann, als ein Europäer in seinem vergoldetem Wagen und prächtigen Kleidung. Doch ich komme näher zur Sache, und will nun meinen angeführten Satz beweisen; obgleich die Richtigkeit desselben bereits, aus meinen vorhin angeführten Gründen, erhellen dürfte. Je grösser die Verbrauchung allerhand Waaren ist; je mehrer Menschen müssen zu deren Verfertigung genuzet werden: Also ist die Verbrauchung der Waaren nöthig, um den Fleiß der Menschen zu unterhalten.



Je höher die Waaren veredelt werden; je mehr Hände wurden damit beschäftigt, und so viel besser wird das Geld, zu eines jeden Gebrauch, in Umlauf gebracht. Daraus folget, daß eine solche Lebensart, welche die Verbrauchung der Waaren, nach proportion der zuwachsenden Anzahl der Menschen, ermuntert, und welche, in Vergleichung gegen andere Zeiten und Staaten, möchte üppig genennet werden; nicht bloß nützlich, sondern auch nöthig sey, um den Staat immer mehr in Flor zu bringen. Ein Staat, dessen umlauffendes Kapital grösser ist, als die Anzahl der Menschen und Waaren, in Vergleichung gegen einem andern Staat; der muß seine Waaren theurer bezahlen. Er lebet auch alsdann üppiger, als der andere; obgleich die Verbrauchung seiner Waaren geringer seyn sollte. Daraus folget, daß die Lebensart in dem einem Staat weniger überflüssig und prächtig, als in einem anderen, und dennoch so üppig seyn könne, daß seine Wohlfarth dabey leidet, und gemächlich zu Grunde gehet: wogegen ein anderer Staat, bey einem geringerm Geldstock in Vergleichung gegen die Anzahl seiner Einwohner, weit grösseren Pracht und Wohlleben ausüben kann, ohne denen Nahrungen zu schaden, sondern daß diese vielmehr dadurch immer grösseren Wachsthum bekommen. Wenn man also die Ueppigkeit des einen Staats gegen eines andern messen will; so ist allezeit darauf zu sehen, welcher von beyden seine Waaren theurer bezahlt: oder (welches damit in dem genauesten Zusammenhang stehet) in welchem von beyden der Fleiß der Menschen am grössten, und dergestalt ihr Zustand am glücklichsten ist.

Was ich hier angeführet, könnte mit vielen Exempeln be-
stätiget werden, wenn es die Kürze, welche mir vorgesezet, er-
lauben wollte. Wie hoch die Ueppigkeit könne, ohne Schaden,
ja zum Besten eines Staats getrieben werden; solches zeigt
Frankreich zur Genüge. Denn die Ueppigkeit ist daselbst die
Quelle der Reichthümer geworden; Nahrungen und Gewerbe
haben zugenommen; Künste und Wissenschaften sind immer mehr
gewachsen, und bey dem allem hat es an Tapferkeit nicht geman-
gelt. Ich weiß zwar wohl, daß einige neue dasiger Schriftstel-
ler in den Gedanken stehen, man habe daselbst die Nahrungen
der Städte zu hoch getrieben, daher sey der Ackerbau in Verfall
gerathen: es ist aber dieses, meines Erachtens, keinesweges die
wahre Ursache. Vielmehr ist es offenbahr, daß solches von
nichts anders herrühre, als von der ungewissen Besizung der
Ländereyen, sammt den schweren und ungleichen Auflagen, wel-
che den gemeinen Mann auf dem Lande am meisten gedrückt: aber
insonderheit von dem recht unnatürlichen Zwang des Kornhandels;
woraus die Vermehrung des Weinwucher, zum Verderb des Acker-
baues, entstanden. Es bleibet also, wie ich glaube, dabey:
Frankreich wäre weniger reich und mächtig, wenn es nicht die
Ueppigkeit so hoch getrieben hätte. Wenn man aber Spanien
dagegen hält; so hatte es gewiß, ehe Amerika entdecket ward,
weniger Gold und Silber, aber destomehr Menschen, und mehr
Ueberfluß an allerhand Waaren. In der einzigen Stadt Sevilla,
und einem kleinem Bezirk da umher, waren 16000 Weberstühle
auf Seide und Wolle im Gange; ja alles, was Leben hatte,

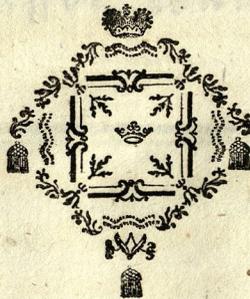


war mit Arbeit beschäftigt. Dagegen ist Spanien, nach der Eroberung von Amerika, zwar weit reicher an Gold und Silber, aber desto ärmer an Menschen geworden. Die vorige Arbeitsamkeit ist ins Stocken, und der gemeine Mann in schlechte Umstände gerathen; die Ueppigkeit der mehr begüterten ist aufs höchste getrieben worden: weil aber dieselbe hat mit fremden Waaren unterhalten werden müssen; so ist der größte amerikanische Reichthum anderen Staaten zu Theil worden, und hat ihren fleißigen Einwohnern Arbeit und Unterhalt verschaffet. Ja ich bin versichert, daß Nahrungen und Gewerbe würden überall in Europa in die größte Verwirrung gerathen seyn, wenn alles amerikanische Gold und Silber in diesem Welttheile geblieben wäre; dahero der Handel nach Ostindien als eine nützliche Aderlaß angesehen werden kann, welche, ohne der Gesundheit zu schaden, nicht unterlassen werden darf.

Schließlich wäre hier noch anzuzeigen, an welchen Merkmalen man erkennen könne, daß das Geld in einem Staat überflüssiger geworden, als denen Nahrungen zuträglich ist, und auf was Art diesem Uebel abzuhelfen sey; wie auch die Einwürffe zu beantworten, welche gegen mein Systeme gemacht werden könnten. Wohl aber dieses, durch weiteres Nachdenken, aus der Abhandlung selbst erörtert werden kann, und ich ohnedem bereits in grössere Weitläufigkeit, als mir Anfangs vorgesezet, gerathen bin; so muß es hiebey bewenden lassen. Ich bin zufrieden, wenn ich einigermaßen meinen Hauptzweck erhalten habe,

nämlich

nämlich: Theils zu beweisen, daß die wahre Glückseligkeit eines Staats, nicht in dem Ueberfluß des Geldes, sondern in desselben richtigem Verhältnisse gegen die Menge der Menschen und Waaren, zu suchen sey; theils die Quelle, Ursache und Kennzeichen, einer nützlichen und schädlichen Ueppigkeit anzuzeigen. Denn wenn man alle ökonomische Autoren liest, welche davon gehandelt; so wird man finden, daß sie sich bloß bey der Ueppigkeit für sich selbst aufgehalten, der eine dem andern widersprochen, und alle den Leser in Ungewißheit gelassen haben. Weil aber diese Fehler, meines Erachtens, daher entstanden, daß man nicht den Ursprung, oder die Ursache der Ueppigkeit untersucht; so darf mir mit der Hoffnung schmeicheln, daß ich diese verwirrte Sache in ein besseres Licht gesetzt, und dadurch Anlaß gegeben habe, sein Urtheil, sowohl bey Untersuchungen, als practischen Verfassungen, auf zuverlässigere Gründe zu bauen.





nimmst: Fülle zu bewahren, daß die weisse Glimmer
 und Waare, nicht in dem Hohlraum des Glases, sondern in der
 selben richtigen Beschaffenheit gegen die Menge der Blasen und
 Wahren zu suchen sey; welche die Waare, Masse und Reine
 geben, nicht nur aus schädlichen Ursachen anzuweisen
 Denn wenn man alle stonmische Blasen nicht, so ist es davon
 gebildet; so wird man finden, daß sie sich doch bei jeder
 Zeit für sich selbst aufhalten, der eine dem andern nachzugehen
 pfen, und alle den Jahre in Hunderttheile zerfallen werden. Wer
 aber diese Fehler, meines Verstandes, so zu erkennen, daß
 man nicht den Versuch, oder die Ursache der Unreinheit unter
 suchet; so darf man mit der Hoffnung schmücken, daß sie nicht
 vermehrt werden in die weitere Folge der Arbeit, und dadurch die
 geübten Arbeit, sein Verfall, sowohl bei Untersuchungen, als
 practischen Beschäftigungen, auf unvorhergesehene Weise zu bewahren



Erste
Beobachtung,

über einen

beynahe jederzeit tödtlich gewordenen

Durchfall bey den Pferden

zu Ende des Jahrs 1778.

vom

Professor Jacquet.

1778

Handbuch

der

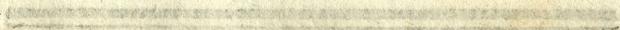
Landwirthschaft

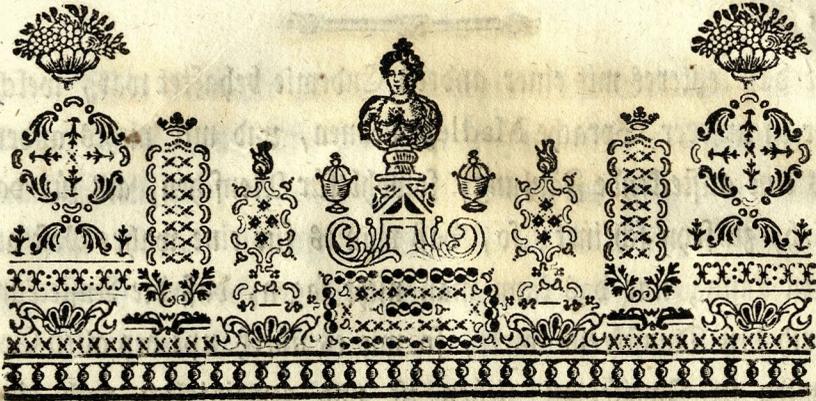
in Preussen

von

dem

Landwirthschafts-Rath





Virgil im 3ten Buche von dem Ackerbau 498 — 501 v.
sagt folgendes von den Krankheiten der Pferde.

Labitur infelix studiorum, atque immemor herbæ
Victor Equus, fontesque avertitur, & pede terram
Crebro ferit: demissæ aures: incertus ibidem
Sudor, & ille quidem moriturus frigidus. —

Eben diese Zufälle haben sich im August und September bis zur Mitte des Monats Oktober des 1778ten Jahres bey einer endemischen Krankheit, bey uns unter den Pferden eingefunden; doch das Stampfen traf selten ein, aber das Ohrenhängen, und zu Ende der kalte Schweiß war bey ihren tödtlichen Zufällen, womit sie behaftet waren, fast allzeit gegenwärtig. Eben so ergieng es um die nämliche Zeit mit dem Hornviehe,



nur daß letzteres mit einer andern Endemie behaftet war, welche wir in unserer Sprache Madley nennen, und mir nichts anders als eine ansteckende Fäulung, sowohl für Menschen, als für das Vieh, zu seyn scheint; so, daß man es für eine wahre Pest ansehen kann; nur das kann man nicht sagen, daß die Ansteckung durch den Dunstkreis wirke, so wie es überhaupt bey allen Epidemien in Zweifel zu ziehen ist und gemeinlich nach einer Zeit von selbst aufhört, indeme man noch wenig besorgt war, auf wahre Gegenmittel, gegen eine so gefährliche Krankheit, zu denken. Was aber den Pferden den Tod verursachte, war ein ungemein starker Durchbruch, doch ohne Blüten, der eben jene Ursache zum Grunde hatte, wie bey den Menschen, welche viel damit behaftet waren. Wir hatten das Jahr hindurch einen sehr heißen Sommer, und eine grosse Trüchne, auf welche im August, und folgenden Monaten, sehr kalte Nächte einfielen. Es ist also nicht zu zweifeln, daß die große Hitze, welche die organischen Körper so sehr schlapp gemacht hatte, Ursache war, daß nicht der mehrste Abgang der Säfte den Weg durch die Schweißlöcher genommen hätte. Nun wie groß muß also nicht die Veränderung seyn, nachdem die nächtliche Kälte den gewöhnlichen Ausfluß der Säfte verhinderte, und also die ganze Massa der Feuchtigkeit sich auf die Gedärme warf; so konnte freylich nichts anders erfolgen, als gefährliche Durchbrüche, um so viel mehr, bey Pferden, die sehr erhitzt wurden, und des Nachts eben so, wie bey Tag gebraucht wurden, z. B. Postpferde, und dergleichen. —

Man brauchte zu Anfang gegen diese tödtliche Zufälle allerley Mittel fruchtlos, bis daß der gemeine unwissende Landmann auf ein ganz einfaches verfiel, so wie wir noch beynähe alle wirksame Mittel, sowohl für Menschen, als Vieh, dem Ungefehr, durch Entdeckung unvernünftiger Thiere, und durch die bloße Hand der Natur erzogenen Menschen, zu verdanken haben; denn was wir der studirten Arzeneykunde zu danken haben, ist meistens, außer den getreuen Beobachtungen, sehr unbedeutend, und unrichtig, und mehr auf Ansehen eines großen Geschreyes, als Wahrheit, gegründet; und man kann noch immer mit dem redlichen Arzte sagen: *Medicina est ars insufficiens.*

Nun auf das einfache Mittel zu kommen, welches so sicher diesen endemischen Durchfall heilte, bestand aus folgendem: Man nahm zwey gute Hand voll Rocken, oder gemeines Korn, (*Secale*) that es in eine eiserne Pfanne, und röstete es braun, jedoch nicht so stark, als man den Koffe zu rösten pflegt: nachdem einmal das geröstete Korn abgekühlt war, wurde es unter eine maßige Portion Haber gemischt, und dem Pferde zum Futter dargereicht. Eine einzige solche Portion ist gemeiniglich hinlänglich; es ist selten nothwendig eine zweyte zu geben, um den Durchfall zu stopfen. Allein dieses Mittel darf nicht ehender angewendet werden, bis daß nicht das Pferd den Durchlauf einige Tage gehabt hat; wollte man aber solches nicht abwarten, oder man befürchtete, die Länge der Zeit würde das kranke Pferd schwächen, so kann man seine Zuflucht zu einem abführenden



Mittel nehmen, worauf man den anderen Tag die geröste Portion Korn ganz sicher geben kann. Den abführenden Einguß kann man auf folgende Art bereiten: Nämlich: man koche 4 Unzen oder 8 Loth Gottesgnadenkraut, (*Gratiola officinalis*, Linné) oder 4 Loth Zaunrübenwürzel, (*Brionia alba*), oder auch 3 Loth Haselwurzel, (*Alarum europeum*) in zwey gute Pfund Wasser, wovon vorher Pflaumen abgekocht worden sind, welches hier zu Lande nach schlechter Mundart Zweschpenwasser heißt. Hat man eins der drey Mittel, welches man nach Willkühr wählen, und haben kann, darinn abgekocht, so muß man es durchsieben, und abkühlen lassen, und es auf einmal eingießen. Obgleich ich hier sehr gemeine Mittel vorgeschlagen habe, so kann es sich doch fügen, daß man zur Winterszeit nicht solche haben kann, dann kann man anstatt dessen acht bis zehen Loth Senneblätter in eben dem Wasser abkochen, aber jedoch mit solcher Aufmerksamkeit, daß die Blätter nur ganz wenig abgekocht werden, sonst verlieren sie sehr viel von ihrer purgirenden Kraft; zu diesem Absude kann man noch 4 Loth Bittersalz thun, um ihm zu verstärken.

Die ganze Zeit der Krankheit hindurch, so lange nämlich, als man einem solchen kranken Pferde was braucht, muß es bey leichtem und gutem Futter gehalten werden, besonders muß das Klee und dergleichen Futter, wie bey uns sehr gebräuchlich ist, ganz vermieden werden.

Alle jene Landwirthe, welche sowohl in der Stadt Laibach, als auch in der Gegend von einigen Meilen, wo diese Epidemie herrschte, ihre Pferde auf eine solche Art behandelten, haben das Vergnügen gehabt sie zu erhalten, und ihre Gesundheit wieder herzustellen. Nebst diesen war bey dieser Heilmethode nothwendig, dem Kranken Pferde Ruhe zu verschaffen; dann solches bey der Nacht warm zu erhalten, und niemals sehr kalt trinken zu lassen; die krank gewordene Stücke von den gesunden abzusondern; den Stand rein zu halten, und öfters mit Essig, oder Wachholderbeeren zu rauchen.

Nicht bald habe ich erfahren, daß sich ein so einfaches Mittel so thätig gezeigt hätte, als dieses, denn manchem ist sein halber Stall ausgeleert worden, ehe noch, als er dieses zu gebrauchen wußte.

Die Eröffnung der an dieser Krankheit gestorbenen Pferde hat jederzeit den Fehler in den ersten Wegen, nämlich in den Gedärmen und Magen gezeigt; sind sie bald an dem Uebel gestorben, so hat man jederzeit diese erwähnte Theile entzündt gefunden; hat aber die Krankheit schon eine Zeit gewährt, so fand man diese Theile hin und wieder mit vielen Schleim und Eiter überdeckt; ein unfehlbares Zeichen, daß zu Anfang die Theile sich entzündt haben, wo sie nachgehends in Eiter, oder auch in Brand übergiengen, wie ich auch solches in Unterkrain bey Stara-Loka, und in der Gegend von Zirknitz gesehen habe.



Z w e n t e
B e o b a c h t u n g,

über eine

endemisch gewordene Krankheit der Pferde,
welche zu Anfang dieses Jahrs geherrschet, und unter dem Na-
men Kehlsuche bekannt ist;

von

E b e n d e m s e l b e n.

3 2 1 0 9 8

1 2 3 4 5 6 7 8 9 0

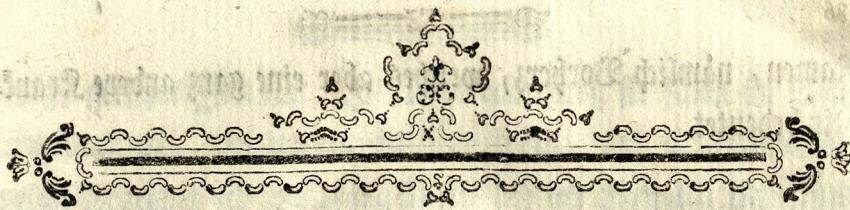
1000

1000 900 800 700 600 500 400 300 200 100 0

1000 900 800 700 600 500 400 300 200 100 0

1000

1 2 3 4 5 6 7 8 9 0



So nachtheilig das End des 1778 Jahres für die Pferde war, eben so war auch für sie der Anfang des folgenden. Krankheiten von gefährlicher Art riessen nicht allein bey diesen nutzbaren Thieren, sondern auch bey dem Menschengeschlechte ein; wer nur einen etwas beträchtlicheren Schaden an einem edlen Theile seines Körpers hatte, verlohr sein Leben: besonders aber jene, die schon Bejahrt waren. Nicht geringer war auch der Sterbfall unter den Kindern. Die Blattern rafften einen guten Theil weg, und das Uebel verbreitete sich ungemein: ob es gleich nicht so allgemein böskartig war; dabey wurde auch das höhere Alter nicht verschont; eben diese Krankheit wüthete sehr stark unter den Pferden, und war eben so ansteckend, wie bey dem Menschen, nur bey den letzten Geschöpfen führt diese Halbpest einen andern Namen; nämlich die Kehlsucht, oder Kehldrüße, welche in der Landessprache Keuzheh, oder, wie einige schreiben, Kousheh, und in dem Theile von Oberfrain, welche man Bohina nennt, Herzhe genannt wird; vielleicht ist das aber ein Mißverständnis, und Verstümmelung von einem deutschen



Namen, nämlich Vorherz, welches aber eine ganz andere Krankheit bedeutet.

Die Hauptursache dieses einreißenden Sterbfalles war, die trockene Jahreszeit, welche hier im Lande noch kein Lebender erfahren hatte; denn seit dem letzten Tage des Wintermonats bis zu Ende Aprils, hatten wir nicht mehr, als einen einzigen halben Tag Regen und Schnee, nämlich den ersten Tag im Jahre. Alle unsere Berge waren vom Schnee entblößt, kaum die Spitzen der höchsten Alpen waren damit bedeckt. Nur eine solche ungewöhnliche Tröckne machte, daß unsere zeitlichen, wie auch einige sonst beständigen Bäche, und kleine Flüsse ganz austrockneten, und das Vieh sowohl, als der Mensch nichts als ein schlechtes, und oft sehr ungesundes Wasser zur Nahrung empfing: Die Luft wurde immer mehr, und mehr verdorben; indem die Ausdünstungen des Frühlings mit keinem Regen niedergeschlagen wurden. Alle Geschöpfe empfanden bey uns, was beynahе jährlich der Römer und die morgenländischen Völker empfinden, wenn sie in den heißen Monaten lange ohne Regen bleiben; die Luft ist verdorben, durch welche dann die Säfte der lebenden Geschöpfe angesteckt werden; woraus Fäulung, und oft um sich greifende Pest entsteht. Denn die Petetschen bey uns sind doch nichts anders, als ein gelinderer Grad davon.

Die Rehlsucht, welche die Franzmänner Gourme nennen, stellte sich bey den Pferden nicht in allen Gegenden des Landes

des zu gleicher Zeit ein. In Unterkrain fieng sie schon im Wintermonate an, wohingegen in Oberkrain, und Oberkärnthten, welche Gegenden ich zu Anfang Aprils bey der wärmsten Witterung durchreiste, sie erst im Merzmonate anfieng.

Die besten Meister, worunter Lefosse der erste ist, in Heilung der Pferdkrankheiten, theilet diese Krankheit in drey Arten ein, nämlich in Gutartige, Bößartige, und falsche Keßlsucht, und diese gründliche Eintheilung hat bey uns dieses Jahr vollkommen statt gefunden, denn in den Untern- sowohl als Innern Theil von Krain, war sie bald gut, bald falsch, wohingegen in Oberkrain, besonders in der Bohein, und an den Grenzen von Oberkärnthten war sie mehr Bößartig.

Es ist hinlänglich bekannt, daß die Keßlsucht meistens nur junge Pferde befällt, die sie noch nicht gehabt haben, so wie bey dem Menschengeschlechte, die Blattern der Kinder; und man hat wahrscheinlicherweise grosses Recht eine Krankheit mit der andern zu vergleichen; indem es, wie es zu scheinen pflegt, jederzeit ein angebohrnes Gift ist, so, daß es eine Zeit mit dem Kreislaufe des Geblüts umläuft, bis es ausbricht: wird nun ein Pferd bey solchem Vorkfall das erstemal unrecht behandelt, wenn sich die Keßlsucht vollkommen einstellt, so bekommt es sie gemeiniglich mehrmalen wieder, welche im Alter nicht jederzeit sich so leicht, als in der Jugend hehlen läßt. Die Krankheit selbst ist genugsam bekannt, aber ich zweifle, ob drey Menschen im Lande

sind, die von dem wahren Unterschiede dieser dreuartigen Krankheit eine hinlängliche Kenntniß haben: ich glaube also wohl daran zu seyn, für unsre Einwohner die Unterscheidungszeichen herzusetzen, und zwar so deutlich und kurz, als es möglich ist; denn ich habe genugsam erfahren, wie wenig das Bücherlesen bey uns in Achtung stehet; und wie wenige im Lande sind, die wissen, daß ein Buch in diesem Fache auf der Welt ist. Ein unvernünftiger Schmiede, und alter, sehr oft unerfahrner Kutscher hat bey ihnen hierinnfalls schon ein hinlängliches Ansehen.

Die ächte, oder gutartige Kehlsucht, oder Kehldrüße stellt sich auf folgende Weise ein. Das Pferd ist niedergeschlagen, oder giebt ein trauriges Ansehen, verliert die Ekluft, und ist mit etwas Fieber begleitet; wenigstens ist der Puls jederzeit geschwinder, als sonst; mit der Zeit stellt sich ein Husten ein, welcher aber oft sehr gering ist, dann fangen an die Drüsen an der Kehle oder Ganaschen (welche andre aber in dem deutschen Gegenden Ganasen schreiben) zu schwellen, und werden entzündet, so, daß man die Geschwulst unter die entzündeten Blutgeschwülste rechnen kann, dann wenn es sehr gut abläuft, das ist, wenn sie sich zertheilen, so kömmt ein schleimichter Auswurf durch die Nase zum Vorschein, der nach Gewalt der Entzündung bald zähe, und wie das Weiße vom Eye, bald noch dicker, und ins gelbe schlagend; zu einer andern Zeit ist er einem wohl gekochten und dicken Eiter ähnlich. Der Auswurf ist sehr oft durch die Nase, manchmal aber nicht durch selbe, sondern die Drüsen

Drüsen brechen an den Ganaschen auf, und der ganze Auswurf geschieht hier, oder es geschieht beides zugleich.

Die unmächte oder falsche Kehlsucht stellt sich zu Anfang ebenfalls, wie die vorgehende Art, ein, aber sie ist mit keiner vollkommenen Ausleerung des Schleims begleitet, sondern der zurück gebliebene Theil macht wo in einer andern Gegend des Körpers einen Absatz, wenn die Natur nicht so viel vermag sich durch den Harn oder einen andern natürlichen Weg auszuleeren.

Die dritte ist die Bößartige Kehlsucht, sie fängt eben so wie die zwey vorgehenden an, allein mit der Zeit wird der Auswurf ungemein scharf, und häufig, und greift die Kehle, wie auch zu Zeiten die Eingeweide der Brust an: sie ist ferner mit mehr, oder weniger schweren Athem begleitet, nachdem die Entzündung stark ist. Das kranke Pferd hustet mit Beschwerniß; das Fieber ist sehr heftig, und das Thier hat wenig Empfindung. Dann die bößartige Kehlsucht die Kehle angreift, so geschieht es dann oft, daß sie sich bis in die Lunge verbreitet; dieser letzte Schritt auf die Lunge macht, daß das Thier jederzeit stirbt, indem dieser edle Theil in Brand übergeht; geht aber die Ausbreitung des Uebels nicht weiter, als in die Luftröhre, und dessen Zweige, so sind doch diese Theile sehr mit Geschwüren angefüllt und zerfressen; wird der Exter sehr scharf, und daß er eine Zeit in den Höhlen der Nase stecken bleibt, und die Schleimhaut dieser Gegend anfriszt, so entsethet das, was man eigentlich



den Roß nennt, welcher hier zu Lande meistens mit der Kehlsucht und Lungensucht verkennt wird, wo doch der Roß nur jederzeit bloß allein eine Verschwürung der innern Nasenhaut ist, und sich nicht mit den nämlichen Kennzeichen, wie die Kehlsucht, einfindet, dann bey dem Roß ist das Pferd immer munter, und hustet wenig, oder nichts, weder hat es die Ekflust verlohren, noch sind andre Theile geschwollen, auffer den Drüsen unter den Kinbacken. Ich denke, diese wenige Unterscheidungszeichen sind hinlänglich, wenn man darauf acht hat, eine Krankheit nicht für die andre zu verkennen.

Die sehr verschiedenen Behandlungen der Kehlsucht bey uns zu Lande scheint mir in vielen Stücken merkwürdig genug zu seyn sie allgemeiner bekannt zu machen, da sie von manchen Landwirthen mit so so guten Erfolge angewendet wird, andere aber, welche solches nicht wissen, müssen einen großen Schaden leiden, wenn ihnen durch übel gewählte Mittel, und Vernachlässigung die Pferde dahin sterben.

Landwirthe, welche durch eine lange Reihe Jahre eine Menge Mittel wieder die Kehlsucht in Versuche gebracht, haben folgende Behandlung bey der dießjährigen allgemein herrschenden Krankheit in Unterkrain, wo sie mit weniger Entzündung als anderswo verknüpft war, für die beste befunden.

Sobald sich die Krankheit zu erkennen gab, ließ man die damit behafteten Pferde durch das jedoch nicht zu starke Reiten eine Bewegung machen; allein so gut als dieses den meisten zu statten kam, so war es doch jenen nicht so dienlich, welche mit einer etwas starken Entzündung behaftet waren. Man hielt sie vom gewöhnlichen Futter ab, und gab ihnen zum gewöhnlichen Trank das so genannte weiße Wasser, welches aus reinem gekochten Wasser, mit dem Mehl des Sommerkorn gemischt, besteht. Es ist nicht alles eins, was man für ein Mehl nimmt, indem es sich hier bey den erfahrensten Landwirthen erprobet hat, daß niemals das Mehl des Winterkorns, noch Weizen, das nämliche geleistet hätte. So wie nun dieser Trank in dieser Krankheit sich sehr empfohlen hat, so haben es auch die Möhren, gelbe Rüben, oder *Daucus sativa*, in der Landessprache aber Korénje, gethan, als man sie, so zu sagen, für die einzige Nahrung den kranken Pferden darreichte. Gewiß ist es, daß dieses Erdgewächse ein der trefflichsten Mittel ist, die Schärfe des Geblüts zu verbessern. Wir haben durch Anleitung des vor-
 trefflichen und erfahrenen Arzte Tissot schon längst die Erfahrungen bestätigt gefunden, daß sie bey dem Menschen das so starke Gift des Krebses dämpfet. Man hat bey uns wenig oder gar keinen Fall aufzuweisen, daß diese einfache Behandlung in der gutartigen Kehlsucht fehl geschlagen habe, wenn man zeitlich davon Gebrauch gemacht hat, und mit dem gehörigen Entzündungsdämpfenden Mitteln entgegen gekommen ist; als, mit Ueberlassen die leidende Theile warm gehalten, u. s. w. ich sage nicht fehl geschlagen;

das



das ist, daß eine gutartige Keßlsucht sich in ein bößartige verwandelt habe; also ist es klar zu schlüssen, daß der Gebrauch der Röhren ungemein das Geblüt versüße, und zugleich solches auch reinige, indem sie auch auf die Harnwege wirken; folglich können sie als ein gutes Vorbeugungsmittel wieder den Rogz selbst, nicht allein innerlich, sondern auch äußerlich, nämlich mit Einspritzungen des Safts in die Nasenhöhlen, wo die mehresten Geschwüre der Rogzblattern ihren Sitz haben, angewendet werden.

Nun nebst dieser oben angeführten Methode die Keßlsucht zu behandeln, pflegen auch viele, um den Auswurf des Schleims durch die Nase zu befördern, den behafteten Pferden Toback in die Nasenlöcher zu reiben; aber eins der gefährlichsten Zufälle, die sich in dieser Krankheit nebst dem Rogz oft einzustellen pflegt, ist, wenn das Pferd in dem Kreuze einen Schmerzen empfindet, und wie gelähmt wird: geschieht dieß, so hat man jederzeit den Verlust des Viehes zu gewarten. Um diesen Uebel vorzukommen, hat man ebenfalls ein ganz einfaches Mittel dagegen, welches in nichts andern besteht, als daß man die Gegend, in der der Schmerz ist, ein paarmal mit Baumöle einreibe, wo man nach einer jeden Einreibung mit einer gewärmten Pfanne den Theil überfährt, um das Del besser eindringend zu machen.

Wenn nun, wie es sehr oft geschieht, die Keßlsucht sich weder durch den Ausfluß des Schleims durch die Nase, noch

durch

durch entstandene Geschwüre unter den Banaschen sich genügsam ausleeret, und also eine unächte oder falsche Keblsucht entsteht, so pflegen die mehrsten Landwirthte etwas stärkere Harntreibende-Mittel zu geben, als Bereutungen von Wacholderbeeren (Juniperus) und Merzwibel (Scilla marina) worauf sie dann oft sehr geschwind genesen, wenn sich nicht schon wohin ein Absatz gemacht hat, sondern die Materie noch im Kreislause des Geblüts steckt. Allein so gut als es dennoch bey dieser Allgemeinheit der Keblsucht in dieser Gegend des Lands abließ, so verhielt es sich ganz anders in dem obern oder kältern Theile vom unserm Herzogthum. Die Krankheit war eben so häufig, und finge ebenfalls gutartig an; allein später gerieth sie bey vielen Stücken in die bößartige; man brauchte aber auch dafür viel schlechte und wenig gutte Mittel, der Gebrauch der Möhren war hier noch sehr wenig bekannt. Die besten Mitteln, die man angewendet hat, waren die gewöhnlichsten in diesem Falle; doch vielen der krank gewordenen Pferden ließ man weder zur Ader, noch gab man ihnen erweichende Mittel, sondern man begnügte sich, wie in der Gegend von Oberkärnthen, dem Pferde etwas Spießglas mit Schwefel einzugeben und zum gewöhnlichen Trank Kleinwasser, wobey sie denn täglich ausgeritten wurden. Andere aber gaben Theriac (a) mit Wein ein, um den

den

(a) Der venetianische Theriac ist bey uns das allgemeine Mittel bald in allen Krankheiten, indem wir ihn leicht haben können, da die Theriac Fabrikanten unsere nächsten Nachbarn sind, sie erhaschen damit unser Geld, und der üble Gebrauch davon tödtet unsere Einwohner.



den Ausfluß des Schleims zu befördern. Allein viele Stücke sind eine lange Zeit davon kränklich geblieben, und zuletzt zugrunde gegangen, dieweil dadurch oft die einfache und gutartige Kehl- sucht in eine bößartige übergieng, durch Vermehrung der Entzündung. Bey sehr vielen schollen die Drüsen an dem Ganaschen sehr an, indem die Materie sich wenig oder nichts durch die Nasenlöcher ausleeret, und der wenige Schleim, der hervor kam, war manchmal mit einem etwas üblen Geruche begleitet, da nun der Landmann einsah, daß diese herrschende Kehl- sucht etwas bößartiges in sich habe, so nahm er seine Zuflucht zu andern Hülfsmitteln, besonders aber der Bocheiner war so glücklich, daß alle seine kranken Pferde damit gerettet wurden. Dieses glückliche Mittel war folgendes.

Sobald das Pferd mit der Krankheit befallen wurde, ließ man ihm ein, auch zweymal an Hals zur Aber, man ließ ihm die tägliche Nahrung nicht mehr nehmen, sondern das weisse Wasser mit Kleyen. Da nun jederzeit die Drüsen an den Ganaschen sehr anschollen, so wurde gleich der leidende Theil zwey bis drey mal mit Steinöl (Petroleum) beschmirt, worauf sich dann bald die Beulen in Geschwüre verwandelten; welche man dann eine Zeit mit Gebrauch gehdrieger Mitteln, als Terpentin mit dem gelben vom Ey gemischt, eystern ließ. Hatten nun die Beulen sich zusammen geschmolzen, so wurde die Heilung bloß allein mit dem Harz der Lerchenbäume, oder zum theil ausgetrockneten Terpentin bewerkstelliget. Das Hauptmittel was in-

nerlich

nerlich eingegeben wurde, um dieser bößartigen Krankheit Schranken zu setzen, bestandt aus folgendem Gemische.

Man nahm stinkenden Asand, ein, bis zwey Quintel Schwefelblumen, ein Loth mit zwey bis drey Loth Kammillenöle gemischt, welches aber viele ausließen, und anstatt dessen das Del von Wachholder- oder Kronawetbeeren nahmen. Dieses Gemisch wurde den Pferden zu mehrmalen gegeben, bis die Bößartigkeit der Krankheit vollkommen verschwunden, und dies geschah gemeiniglich, wenn man das Mittel vier bis sechs mal gebraucht hatte. Ich habe in meiner oben angeführten Reise an den Grenzen von Oberkärnthén mit Krain ebenfalls wahrgenommen, daß diese Keßhsucht bey vielen Pferden in die Bößartigkeit übergieng, wobey zuletzt bey einigen ein wahrer Roß entstand; bey den mehrsten aber die Lungenfäulung, welches die Deffnungen der gestorbenen gezeiget haben. Und eben so verhielt es sich mit den Kindern in dieser Gegend: eine Menge die mit den Blattern und Kathar behaftet waren, verfielen nach einer Zeit in ein tödtliches Abzehren und Lungenucht, und dieß Jahr starben in manchen Kirchsprengeln mehr Menschen in drey Monaten, als sonst in einem ganzen Jahre. Die Ursache lag bloß in der Luft, wie oben erwähnt. Der gelehrte Daquin hat sehr recht, wenn er in seiner Abhandlung von denen Fäulungsfebern sagt: Von allen Hauptursachen, die der menschlichen Gesundheit am nachtheiligsten sind, ist eine verdorbene Luft.



Sollte ich zu seiner Zeit wiederum Gelegenheit haben dergleichen allgemein herrschende Keblsuchten zu beobachten, so scheint es mir vielleicht möglich zu seyn, sie für das erklären zu können; was bey dem Menschen ein ansteckender Kathar ist, denn beyde Krankheiten haben das mehrste mal üble Folgen, sich in die Länge zu verbreiten; und die Erfahrung hat uns schon sattfam bewiesen, daß das Uebel meistens von der Erkältung, oder zurück geschlagenen Schweiß seine Entstehung hat; denn eine Pferde, welche im verflossenen Herbst nicht einen Durchfall bekamen, wurden mit der Keblsucht behaftet. Nur sehr wünschte ich, daß die vernünftigen Landwirthe, mehr Genauigkeit im beobachten der Viehkrankheiten, als sie bisher gehabt haben, hätten; würden sie einmal mehr Fleiß darauf wenden, so würden wir uns bald versichern können, wenig Sterbfälle unter den nützlichen Lastthieren zu haben. —



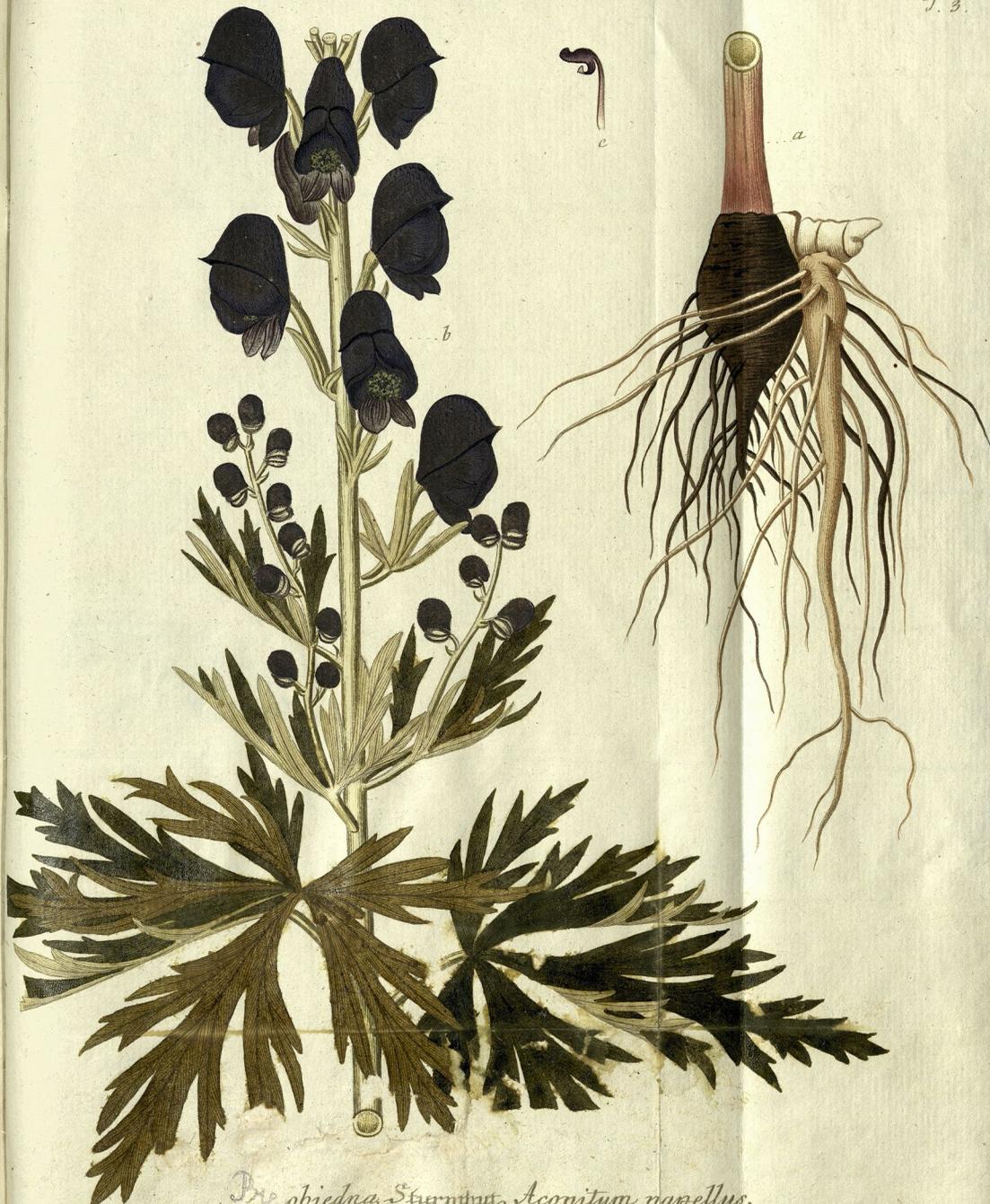


Ushinz. Zeitlose. Colchicum autumnale.



Pokounga. Wilder Safran. *Crocus sylvestris*.

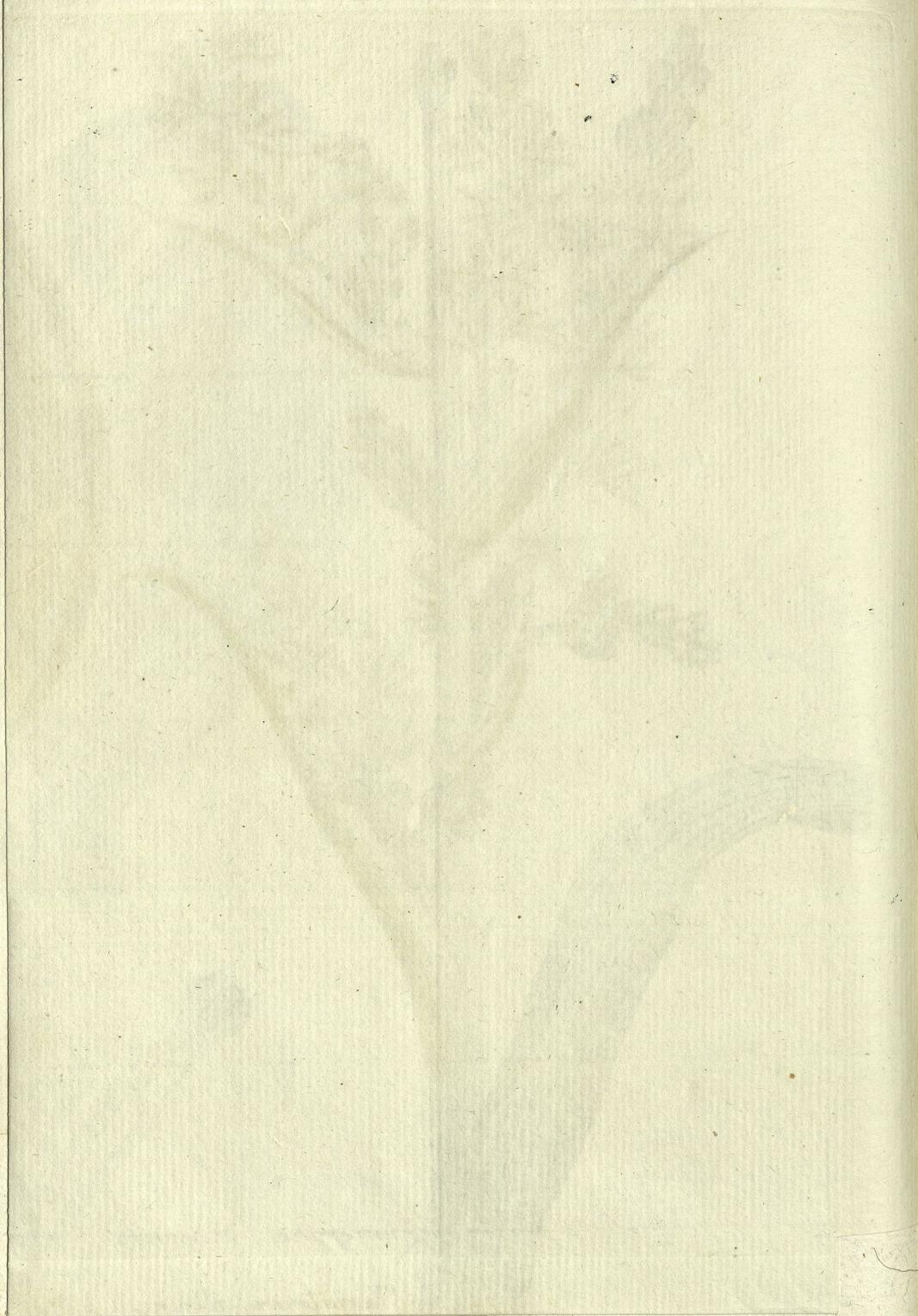
J. Adam sc. Wien.



Preobjedna. Sturmhut. Aconitum napellus.

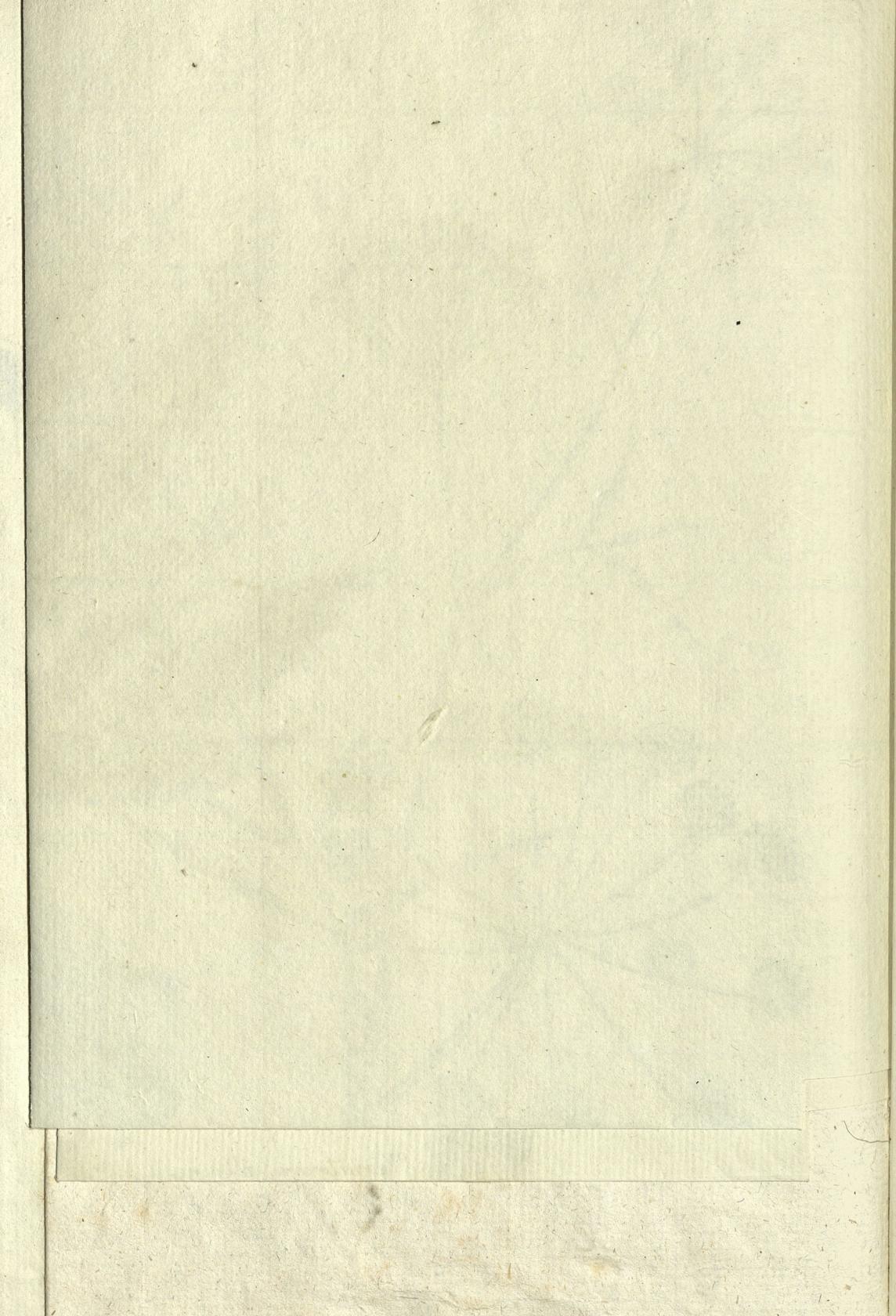


Flumerika. Niswurz
Veratrum album.



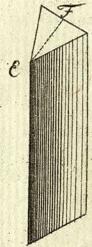
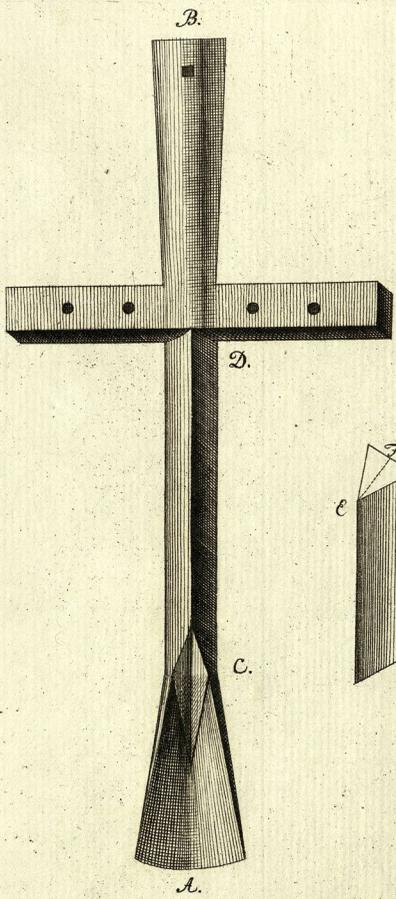


Smerdluz. Wasserwüterich. *Cicuta virosa.*





Voukzhie. Wolfskirische. *Atropa belladonna.*



Ein Wiener Schuh

